

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit . . . . 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.
Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

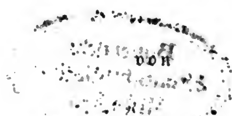
Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek.

(Fürstenfelderg

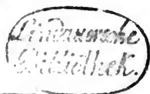
Meteore.

Novellen-Cyclus



von

Ernst Willkomm.



Zweiter Band.

Nordhausen:

Verlag von Adolph Büchting.

1858.



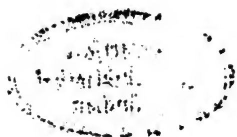
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Inhalt.

I.

Meineidig.

Novelle.





1.

Arnold war ein beliebter Tänzer. Bei keinem Feste, wo junge Leute sich vergnügten, vermißte man den gewandten, schmucken und in seiner Art galanten, jungen Mann. Alle Mädchen mochten ihn gern, obwohl er in dem Rufe eines leichtfertigen Lebenswandels stand. Im Umgange merkte ihm diesen Fehler Niemand an. Da zeigte er sich immer nur liebenswürdig, zu heitern Scherzen aufgelegt und gegen Jedermann gefällig. Es war daher nicht zu verwundern, daß er in sehr kurzer Zeit der erklärte Liebling aller heirathsfähigen Mädchen im Dorfe ward, denn wir haben es nur mit einem bäuerlichen Löwen zu thun. Selbst die Töchter reicher Aeltern, gewöhnlich sehr wählerisch und nur solchen hold, welche auf gleicher Rang- und Vermögensstufe mit ihnen stehen, schielten nach dem ewig heitern Arnold, und nahmen es nicht übel, wenn er ein Scherzwort

an sie richtete oder sich ihnen zum Tänzer antrug. Freilich konnte er diesen Wohlhabenden sich nur momentan nähern; denn Arnold war der einzige Sohn eines schon vor Jahren verstorbenen Tagelöhners, der sich von seiner Hände Arbeit nährte. Er stand allerdings in keinem directen Abhängigkeitsverhältnisse, indem er sich wohl hütete, einen Dienst bei den reichen Bauern oder gar bei einem Gutsbesitzer zu suchen. Im Besitz eines kleinen Häuschens, zu dem ein Garten und etwa zwei Acker Land gehörten, spielte er den eigenen Herrn. Er war arbeitsam, früh und spät thätig, und so schlug er sich ganz ehrlich durch, was Manchen in Erstaunen setzte.

An Sonn- und Festtagen ging Arnold regelmäßig zur Kirche; Abends fehlte er nie auf dem Tanzboden. Dort hörte er aufmerksam die Predigt an, hier führte er unter den unermüdlichen Tänzern den Reigen.

Ein solcher Mann konnte nicht lange unbemerkt bleiben. Mehr als ein junges Mädchen hätte ihm wohl die Hand gereicht, wenn Arnold es ernstlich darum angegangen wäre. Dazu aber schien der immer fröhliche Lebemann gar keine Lust zu haben. Man sah ihn gleichzeitig vertraut mit mehreren Mädchen sprechen. Heute führte er diese, morgen jene

heim, und wäre dem Glücklichen ein Neugieriger nachgeschlichen, so würde er ihn um manchen frei- willig gewährten oder geraubten Kuß haben benei- den können.

Gerade diese Flatterhaftigkeit, wie wir es nennen wollen, brachte den allerwärts gern gesehenen jungen Mann in den Ruf eines etwas lockeren Gesellen.

Arnold lachte dazu. Was kümmerte es ihn, daß man ihn für keinen Kopfhänger hielt? Er wollte ja gar nicht scheinen, was er nicht war. Fröhlich leben, die heitern Stunden heiter genießen, nach gethaner Arbeit sich ausruhen oder vergnügen, konnte ihm das Jemand verargen? Und warum sollte er sich in einem Alter von kaum fünfundzwan- zig Jahren schon durch ein übereilt gesprochenes Wort für immer binden!

„Ich bin noch zu jung," pflegte er Denen, die ihm mit Heirathsanträgen zusetzten, zu antworten, „mir fehlt der rechte Verstand, den eine Frau bei einem Manne verlangt. Erst will ich eine Zeit lang mich lustig machen und ein wenig austoben. Bin ich klug geworden und gesetzt, dann werd' ich un- aufgefordert mich nach einem Mädchen umsehen, das zu mir und für meine Verhältnisse paßt."

Das war verständig gesprochen, und gewiß, jeder Ehrenmann mußte den in beschränkten Ver-

hältnissen lebenden Arnold ob so vernünftiger Rede loben.

Trotzdem gab es Manche — und ihre Zahl mehrte sich von Woche zu Woche — welche hartnäckig behaupteten, es sei dem schlauen Menschen mit seiner Rede gar nicht Ernst. Heirathen wolle er freilich nicht, desto eifriger bemühe er sich, denjenigen Mädchen, die Gnade fänden vor seinen Augen und die seinen verführerischen Betheuerungen Glauben schenkten, leidenschaftliche Liebe zu heucheln. Wie genau indeß Einzelne Arnold aufpaßten, Keinem wollte es gelingen, ihn auf unerlaubten Wegen zu ertappen.

So vergingen ein paar Jahre. Manche Schöne, die einst ein Auge auf den fröhlichen Tänzer gehabt, war von einem Andern, der ihr viel weniger gefiel, als Frau heimgeführt worden. Arnold blieb stets der Alte. Er scherzte mit den heranwachsenden jüngeren Mädchen, wie er mit ihren älteren Schwestern gescherzt hatte, den Tanzboden aber beherrschte er noch immer. Ein paar sehr bestimmte Anträge, die ihm jetzt gemacht wurden, wies er eben so bestimmt zurück, und da man durchaus den Grund seiner Weigerung zu wissen begehrte, erklärte er ziemlich barsch: er habe sich anders besonnen und wolle überhaupt unbeweibt bleiben. Wenn er dies thue, so

handle er buchstäblich nach der Bibel; denn da stehe es Schwarz auf Weiß zu lesen: „Heirathen ist gut, nicht heirathen ist besser!“

Mit diesen Worten kehrte er den Dringenden lachend den Rücken, pfiff ein Liedchen und ging tänzelnd seine Straße.

Bald nach dieser Aeußerung Arnold's lief das Gerücht durch den Ort, das schönste Mädchen, eine junge Waise, die auf dem nächstgelegenen Meierhofe als Milchmagd diente, sei krank geworden, und weil sie fürchten müsse, ihrer Stelle nicht in gewohnter Weise vorstehen zu können, habe sie den Dienst verlassen.

Die Wahrheit dieses Gerüchtes bestätigte sich bald. Eleonore hatte Wohnung bei ihrer Pathe, einer Verwandten ihres verstorbenen Vaters genommen. Hier sah man sie häufig im Gärtchen an der Sonnenseite des Hauses, bald jätend, bald eine andere, nicht schwere Arbeit thun. Sie sah auffallend blaß aus, war immer still und blickte aus ungewöhnlich großen Augen eigenthümlich ernst in die Welt. Ehe sie den Dienst auf dem Meierhofe antrat, war Eleonore immer munter gewesen. Sie sprang und lachte den ganzen lieben Tag, hatte es gern, wenn die Mannsleute ihr zunickten oder ein scherzendes Wort sich erlaubten, und blieb auch dem keckſten

Burschen auf eine übermüthige Frage eine derbe Antwort nicht schuldig.

Was konnte dem jungen Mädchen so plötzlich zugestoßen sein? Darüber ward viel glossirt und gemuthmaßt, den wahren Grund errieth Niemand. Die Pathe, welche von Nachbarinnen und Freundinnen begreiflicherweise mit Fragen bestürmt ward, behauptete, Eleonore habe ganz gewiß einen fürchterlichen Schreck gehabt. Der sei ihr dann in die Glieder gefahren, habe ihre Lustigkeit gelähmt, und mache sie so still und scheu. Eleonore selbst meinte, es habe ihr eine alte Zigeunerin, der sie ihre Hand verweigert, um sich wahrsagen zu lassen, die verzehrende Sucht angethan. Aerzte könnten dagegen nichts helfen, solch ein Uebel müsse von einem Wissenden, einem klugen Manne versprochen werden.

Diese Ansicht, so seltsam sie uns klingen mag, fand unter den Ortsbewohnern den meisten Anklang. Wie der Südländer an den bösen Blick glaubt und durch das Zeichen des Hörnchens sich dagegen zu schützen vermeint, so hängen viele Landbewohner deutscher Gauen, namentlich in gebirgigen Gegenden, an dem Glauben, es könne ein mit geheimen Kräften ausgerüsteter Mensch einem Andern, der ihm nicht zu Willen sei, etwas anthun. Dadurch aber schädige er einen solchen Unglücklichen an seiner Ge-

sundheit, mache ihn verblühen und abmagern, und könne ihm nach und nach das Leben nehmen.

Eleonoren's Aeußeres sprach für diese Ansicht. Sie ward immer bleicher, magerte wirklich ab, bekam hohle Wangen, tief liegende Augen, und ihre ganze jugendliche Heiterkeit war dahin.

Wie Alle im ganzen Dorfe hörte auch Arnold von diesem Vorfalle sprechen. Der lebenslustige junge Mann kannte Eleonore recht gut. Er hatte oft mit ihr getanzt, ehe sie den Meierhof bezog und die schönsten Sträußchen aus seinem Gärtchen hatten des allerliebsten Mädchens Busentuch mehr denn einmal geschmückt. Fragte man ihn aber, was er wohl von dieser sonderbaren Veränderung halte, so zuckte er die Achseln und sagte: „Wie soll ich wissen, was dem Kinde fehlt? Sie wird sich überarbeitet oder zu kalt getrunken haben."

Nach Verlauf einiger Wochen hatten die Meisten Eleonore und ihre geheimnißvolle Krankheit vergessen. Der Sommer ging zu Ende, die Nächte wurden kühl, es wehte scharf über das Gebirge. Schon bereitete sich Jeder auf den nahen Winter vor, und seltener denn sonst begegneten sich Bekannte auf der Straße. Eleonore ward gar nicht mehr gesehen. Sie saß still bei der Pathe im Stübchen, ging ihr, so viel ihre Kräfte es erlaubten, zur Hand,

und verbrachte die meiste Zeit am Spinnrade. Früher, als die Tage noch lang waren, saß das bleiche Mädchen mit den merkwürdig großen Augen wohl am Fenster und sah den Vorübergehenden mit gleichgiltigen Blicken nach, jetzt hatte sie Niemand mehr gesehen. Deshalb nahm man an, wenn zufällig in einer Spinngesellschaft die Rede auch auf Eleonore kam, sie sei bettlägerig geworden.

Plötzlich hieß es, Arnold habe sich verlobt! Diese Nachricht interessirte jeden Bewohner des Ortes, vor Allen aber die unverheiratheten Mädchen und die jungen Frauen, von denen mehr als eine Herzklopfen fühlte, wenn sie den schmucken Mann so selbstbewußt und immer vergnügt vorübergehen sah. Jeder wollte die Glückliche kennen, die der Vielbegehrte sich ausgesucht. Keiner aber wußte mit Bestimmtheit darauf Antwort zu geben. So ward denn hin- und hergerathen, bis am Sonntage nach Michaelis die Behauptung auftauchte, die bleiche Eleonore sei Arnold's Braut.

Darüber wunderten sich zwar sehr Viele, dennoch konnte das Gerücht, das doch auf irgend etwas fußen mußte, wahr sprechen. Die vermeintliche Krankheit des schönen Mädchens, das Arnold auffallend bevorzugt hatte, konnte Liebesweh sein. Sie verzehrte sich vor Sehnsucht nach dem Geliebten,

was unter Landleuten zwar nicht häufig vorkommt, aber doch mehr als einmal zu großem Herzeleid geführt hat. Der flatterhafte Mann konnte sie vernachlässigt, wohl gar mit ihr sich überworfen haben. Um ihm wieder näher zu sein, war Eleonore aus dem Dienste getreten, und ihr bleiches Antlitz, das nur zu laut den Gram verkündigte, der an ihrem Herzen nagte, hatte den Hartherzigen endlich erweicht.

Man erinnerte sich jetzt auch, daß Arnold einige Male spät Abends in der Nähe des Häuschens gesehen worden war, wo Eleonore gegenwärtig lebte, daß er jedoch das bleiche Mädchen gesprochen habe oder mit ihr in's Feld gegangen sei, konnte Niemand behaupten.

2.

Einige Tage nach dem Auftauchen des zuletzt erwähnten Gerüchtes saß Arnold Abends allein in seiner Wohnung und überschlug den Gewinn, den er wahrscheinlich aus dem diesjährigen Ertrag seiner Obsterndte ziehen werde. Es war ein ungewöhnlich gesegnetes Obstjahr. Die Bäume brachen fast unter der Last der Früchte, die sie trugen, und Arnold besaß nicht nur einen schönen Garten mit ausgesuchtem Edelobst, sondern auch zahlreiche Apfelbäume auf seinem kleinen Ackerland. Diese Bäume hatte sein verstorbener Vater schon in frühen Jahren, lange zuvor, ehe Arnold geboren ward, angepflanzt. Alle Leute im Dorfe lachten ihn deshalb aus und meinten, er verdürbe sich das fruchtbare Ackerland mit dieser Anpflanzung. Das beirrte indeß den umsichtigen Mann nicht. Er hatte gesehen, daß man in den obstreichen Strecken des Böhmerlandes so ver-

fuhr und dadurch einen doppelten Nutzen aus der Ackerkrume zog. Ohne die Aussaat zu vernachlässigen, pflegte er dennoch den Obstbau und der Erfolg bewies, daß er klug gehandelt habe. Arnold war sehr zufrieden mit seiner Berechnung. Er wollte eben seinen Rock anziehen, um auszugehen und eine Stunde mit Gleichaltrigen zu verplaudern, als die Gatterthür, welche vor der eigentlichen Hausthür den Eingang zur Wohnung sperrte, laut klappend zurückgeschlagen wurde. Arnold ließ zögernd die Hand sinken, die schon den Henkel des Rockes erfaßt hatte, und horchte. Jetzt vernahm er Schritte auf dem gestampften Lehmboden des Vorplatzes, die Thür zum Wohnzimmer, die nicht verschließbar war, sondern aus einer Fallthür bestand, die ein schweres Holzklobengewicht wieder in die Falzen der Pfosten zurückzog, wurde aufgezogen, und eine weibliche Gestalt schritt über die Schwelle.

„Eleonore!“ rief Arnold, einen finstern Blick auf das bleiche Mädchen mit den tief liegenden, seltsam funkelnden Augen werfend. „Was willst Du hier?“

„Dich will ich!“ sagte die Eintretende, den langen Kattunmantel, dessen die Dorfbewohnerinnen sich gern bei ihren Ausgängen des Abends bedienen, zurückschlagend und beide Hände nach dem starken Manne ausstreckend, der regungslos an der

braungetäfelten Bohlenwand stand. „An Dein Versprechen will ich Dich erinnern.“

„Laß die Faxen, Eleonore,“ erwiderte Arnold. „Du weißt, ich kann das nicht leiden, und daß es Dir keinen Nutzen bringt, sollte Dir, mein' ich, jetzt endlich auch einleuchten. Es würde Dir viel besser gehen, wenn Du mir nicht immer diesen Stein zwischen die Füße würfest.“

„Die Leute sagen, Du wollest heirathen,“ sagte Eleonore stammelnd, indem sie einen Schritt näher trat, und ihn durchdringend anblickte. „Wen willst Du denn heirathen?“

„Na, Dich gewiß nicht, mein Närrchen,“ erwiderte Arnold mit seltsam lächelnder Miene. „Wenn ich Dich zur Frau nähme, dürfte ich nicht mehr allein um's Haus gehen. Dazu bin ich nicht gemacht.“

„Es ist auch nicht nöthig, daß Du mich heirathest,“ versetzte das Mädchen. „Du gehörst mir vor Gott, und das gilt mir so viel wie eine wirkliche Heirath. Aber ich sage Dir, Arnold, mein Fluch soll auf Deinem Gewissen lasten wie ein Bleigewicht, wenn Du Deines Versprechens nicht eingedenk bleibst!“

„Schweig, Närrin, ich habe Dir nichts versprochen!“ herrschte jetzt der finster blickende Arnold das

aufgeregte Mädchen an, und streckte abermals die Hand nach dem Rocke aus.

„Arnold, versündige Dich nicht!“ bat mit weicher Stimme Eleonore. „Du weißt so gut wie ich, daß Du mir die Ehe versprochen hast! Du weißt auch, weshalb Du es thatest.“

Arnold lachte. „Ich weiß und sehe es jetzt ganz deutlich, daß Du eine unheilbare kleine Närrin bist. Es kann sein, daß in unsern Unterhaltungen unter der Linde ein paar Mal das Wort Ehe vorgekommen sein mag, daß ich aber Dich ehelichen, also als wirkliche Hausfrau heimführen wolle, das habe ich bei Gott nicht gesagt!“

„Schwöre nicht, Arnold! Bei Gott, Du hast es gesagt! Du hast noch unter Deinen Küssen mir zugeflüstert: Liebes Kind, Du wirst mein Weib, so wahr ich selig zu werden hoffe! — Und nun kennst Du mich schon seit vollen vier Monaten nicht mehr!“

„Weil Du unvernünftig bist!“

„Ich unvernünftig? Ist es unvernünftig von mir, daß ich mich schone? Soll ich mich und unser Kind zugleich umbringen?“

„Es ist unvernünftig, daß Du Dir solche Einbildungen in den Kopf setzest. Wärest Du bei Deiner Arbeit geblieben, so würdest Du heute noch eben so blühen, wie in der Osterwoche.“

„Spotte nicht, Arnold!“ sagte Eleonore niedergeschlagen. „Mir ist wahrhaftig nicht zu Muthe, als sollte ich scherzen. Die Angst, die Sorge um die Zukunft treibt mich heute zu Dir .... Meine Pathe ist ausgegangen, ich habe das Haus allein gelassen. In einer Viertelstunde muß ich zurück sein ... O, laß mich nicht ungetröstet, unberuhigt von Dir gehen, Arnold! Du weißt es, daß es Deine Pflicht ist, für mich und das schuldlose Wesen zu sorgen, das sich unter meinem Herzen zu regen beginnt. Du kannst es, Arnold, denn Du hast in den letzten Jahren Glück gehabt. Ein freundliches Wort, ein Blick der Liebe, ein Händedruck, wie Du ihn sonst mir so oft unaufgefordert gabst, wird auch die Farbe der Gesundheit auf meine Wangen wiederkehren machen. Ich bin nicht blaß, weil ich mich unwohl fühle und oft hinfällig, der Kummer, daß Du so kalt, so erschrecklich gleichgiltig gegen mich geworden bist, und Dich kaum mehr sehen läßt, hat mich so verfallen lassen. Und dazu kommt das Gerede der Leute! ... Arnold, Arnold, wenn es wahr wäre!“

„Was?“

„Wenn Du Dich wirklich einem andern Mädchen verlobt hättest, und mich verstießest —“

„Meinst Du, es bräche daran Dein Herz?“ fiel

Arnold ungeduldig ein. „Du brauchst Dich deshalb nicht zu kümmern. Herzen sind Fleisch und Blut; die brechen nicht, sie klopfen höchstens.“

„Arnold,“ sagte Eleonore, ihre großen Augen durchbohrend auf den vor ihr stehenden Mann heftend, „ich fürchte, Du sinnest Böses! Wenn es so wäre, wie die Leute sagen?“

„Glaube, was Du willst, mir ist Alles recht.“

„Du könntest so schlecht sein, und mich verläugnen?“

„Ich könnte die Hand ausstrecken und Dir die Thür weisen, ja, Leonore, das könnte ich! Und damit es dazu nicht kommt, mach' Dich fort bei Zeiten! Ich habe Eile und bin Deiner Redereien überdrüssig.“

„Wenn Du mich so von Dir stößt, Arnold, so zwingst Du mich, morgen einen schweren Gang zu gehen,“ sagte Eleonore entschlossen.

„Welchen Gang? Und wohin?“

„Zum Pastor ... Ich werde ihm sagen, was geschehen ist, und daß Du mich heirathen mußt.“

Arnold knöpfte den Rock hastig zu, nahm das Licht vom Tische und hielt es dicht vor das bleiche, hagere, aber doch noch immer sehr schöne Gesicht des jungen Mädchens. Er sah in ein Paar feste, willensstarke Augen.

„Wenn Du so niederträchtig wärest, Deine eigene Schande dem Pfaffen zu beichten, dann — dann würde ich Dich ganz und für immer verläugnen!“

„Der Pastor würde Dir nicht glauben. Er kennt Deinen Ruf. Wehe mir, daß ich seine warnenden Worte so gering achtete!“

„Also Du hast Dir schon früher bei dem Schwarzrock Rath geholt? Sieh da, das ist ja allerliebst! Und da meinte der Herr Pfarrer, ich sei keiner von den Frommen, sondern spränge umher auf grüner Weide, wie ein lustig Böcklein? Ja, mein Kind, wenn Du das gethan hast, ehe Du mir noch recht in die Augen sahst, da kann ich Dir nicht helfen. Ein Mädel, das bei Prediger und Schulmeister 'rumläuft, um sich nach der Aufführung ihres Liebsten zu erkundigen, ist mir verächtlich. Mach', was Du willst. Wir haben zusammen schön gethan, ein zweites Mal soll's bei meinem Eid nicht geschehen!“

Arnold hatte die letzten Worte hart und mit steigender Erbitterung gesprochen. Jetzt setzte er die Mütze auf, nahm den an der Wand hängenden ledernen Tabaksbeutel und versenkte ihn in die Brusttasche. Dann ging er quer über die Stube nach dem Ofen, auf dessen Gesims ein Weißdornstock lag. Diesen ergriff er und zeigte damit nach der Thür.

„Da hinaus, Leonore,“ sprach er, „und zwar sogleich, oder ich will Dir Beine machen! Und damit Du Dir einen unnützen Gang ersparst, wisse: künftigen Sonntag falle ich zum ersten Male mit des Schmied's Louise von der Kanzel!“

Eleonore stieß einen so furchtbar durchdringenden Schrei aus, daß Arnold vor Schrecken seinen Stock fallen ließ. Als er ihn wieder aufhob, war das Mädchen verschwunden.

Kalter Schweiß tropfte von der Stirn auf Arnold's Wange herab. Eine Art Schwindel wandelte ihn an; er mußte sich setzen. Bald aber faßte er sich wieder. Gesammelt stand er auf, ging zum Tisch und löschte das Licht, indem er sagte:

„Die bin ich hoffentlich los. Wenn nur keine Andere mit gleichen Ansprüchen später auftritt und mir die Brautsuppe versalzt!“

Er verließ das Haus, verschloß die Thür und schob den Riegel vor das Gatter, um den Abend mit lustigen Brüdern in der Schenke zu verbringen.

3.

Eleonore fieberte als die Pathe von ihrem Ausgange zurückkehrte. Am Morgen darauf mußte sie das Bett hüten. Niemand erfuhr ihre Zusammenkunft, eben so wenig entdeckte sie sich irgend Jemand in Bezug auf ihren Zustand. Dieser ließ sich jedoch nicht mehr lange verbergen, und nach einigen Tagen war die Pathe von dem fast verzweifelnden Mädchen in das Geheimniß gezogen.

Diese zürnte zwar der Leichtsinnigen, doch überwog das natürliche Frauenmitleid die Stärke ihrer Entrüstung. Sie suchte Eleonore zu beruhigen, versicherte ihr, daß sie nicht hart gegen sie sein, sie nicht verstoßen noch verlassen wolle, wünschte aber zugleich auch den Namen ihres Verführers zu erfahren.

Eleonore antwortete nur durch einen Strom von Thränen. Allem Drängen der gutmüthigen Pathe gab sie wiederholt zur Antwort: „Ich darf und kann ihn nicht nennen!“

Bei diesem Wort beharrte das klagende Mädchen. Die Pathe, in ihrer Art eine verständige Frau, glaubte ein gutes Werk zu stiften, wenn sie Erkundigungen über Eleonoren's früheren Umgang einziehe. Sie ging deshalb zuerst nach dem Meierhofe, um den gewesenen Brodherrn der Unglücklichen zu befragen. Von diesem erfuhr sie indeß nichts. Er lobte Eleonore als treues, fleißiges, verträgliches und gegen Jedermann gefälliges Mädchen, und bedauerte wiederholt, daß sie ihrer Kränklichkeit wegen nicht habe bei ihm bleiben können. Auch nach ihrem gegenwärtigen Befinden erkundigte er sich mit der Theilnahme mehr eines Freundes, als eines Brodherrn. Weitere Nachforschungen brachten indeß die Unermüdliche auf die rechte Spur. Was Arnold seiner früheren Geliebten angekündigt hatte, geschah wirklich. Er wurde als verlobter Bräutigam am nächsten Sonntage zum ersten Male aufgeboten! Bis dahin waren Viele der Meinung gewesen, Arnold habe Absicht auf Eleonore. Sie galten für ein in der Stille versprochenes Paar. Als nun aber plötzlich eine wirkliche Braut des als leichtsinnig bekannten ländlichen Don Juan's auftauchte, erklärte sich Mancher Eleonoren's rasches Verblühen.

Als die Pathe den Namen Arnold laut aussprach vor Eleonore, fuhr das arme Mädchen ent-

setzt zusammen. Ihr Gesichtsausdruck sagte der erfahrenen Frau, daß Niemand anders als dieser verführerische Mann ohne Treu und Glauben das Unglück des armen Mädchens verschuldet habe. Sie drang in sie, Einspruch zu thun gegen die eheliche Verbindung der Verlobten, allein auch davon mochte Eleonore nichts hören.

„Es würde mir nichts helfen," sprach sie resignirt, „gewiß aber machte ich Louise, die ja unschuldig ist, mit unglücklich. Nein, Pathe, mich kann doch Keiner mehr retten. Hätte Arnold mich wirklich lieb gehabt, so hätte er mich nicht so leichtsinnig verlassen können. Er liebt Niemand, er spielt mit Allen, die ihm gefallen. Ich bin allein schuld. Warum glaubte ich seinen Schwüren!"

„Die Leute werden mit Fingern auf Dich zeigen," warnte die Pathe, „wenn Du ein Kind nährst, das keinen Vater hat."

Eleonore fuhr hoch auf und sah die Pathe mit ihren geisterhaften Augen flammend an.

„Es wird und soll einen Vater haben!" sagte sie bestimmt.

„Das zu bewirken, traust Du Arme Dir Kraft zu?"

„Zu mehr noch, Pathe! Laß mich nur, ich weiß genau, was ich will!"

Sie ließ sich auf nichts weiter ein. Die ferneren Vorstellungen der gutherzigen Pathe beachtete sie gar nicht. Sie hielt sich still im Hause, bis sie sich wieder besser fühlte, und als habe der gänzliche Bruch mit Arnold ein Wunder an ihr bewirkt, sie ward von Stund' an wieder kräftiger, die Wangen rötheten sich von Neuem, und bisweilen konnte sie sogar wieder scherzen.

Inzwischen ward Arnold mit seiner Braut ohne jegliche Störung zu dreien Malen aufgeboten. Aller Welt fiel es auf, daß kein Einspruch kam, denn es gab eine Menge Leute, welche geglaubt hatten, es werde mehr als ein junges Mädchen Rechte auf den flatterhaften Mann geltend machen, da Arnold oft in seiner übermüthigsten Laune sich des Glückes gerühmt hatte, das er bei Mädchen mache. Da nun gar nichts geschah, schüttelten die Frauen etwas ärgerlich die Köpfe und thaten sich gütlich, indem sie einander gegenseitig Alles mittheilten, was sie Unlöbliches von Arnold wußten oder gehört hatten. Die Männer lachten und sagten: „Der ist klug, der weiß, mit Weibern umzuspringen. Es kann ihm kein Mädchen etwas anhaben.“

Arnold selbst zeigte sich überall heiter und unbefangen. Man hatte ihn kaum je aufgeweckter und

liebenswürdiger gesehen, als während seines kurze Brautstandes. Dabei blieb er alten Gewohnheiten treu. Er scherzte mit andern Mädchen und neckte sie sogar, ohne seine Braut deshalb zu vernachlässigen oder deren Eifersucht zu erregen. Louise schien ein sehr verständiges Mädchen zu sein, mehr berechnend als leidenschaftlich. Man sah es ihr an, daß sie stolz war, einen so schmucken Mann sich errungen zu haben. Die Parthie galt daher in jeder Hinsicht für eine glückliche, und es gab nicht Wenige, welche Louise beneideten.

Von Eleonore sprach Niemand mehr. Wer sich zurückzieht, wird überall bald vergessen, in der kleinen beschränkten Welt eben so gut wie in der großen. Was aus dem schönsten Mädchen des Dorfes seit ihrem beginnenden Siechthum geworden, war Allen gleichgiltig. Eleonore aber lebte mehr mit der Welt, als Andere glaubten. Sie hatte den Tag erfahren, an welchem Arnold Louise die Hand zu reichen gedachte, und obwohl ihr Herz brechen wollte vor Schmerz, raffte sie sich doch auf, um unbemerkt Zeuge dieser Feierlichkeit zu sein. Weder Arnold noch Louise gewahrten Eleonore. Sie hatte sich hinter einen Pfeiler verborgen. Erst als die Getrauten unter dem Spiel der Orgel die Kirche verließen und Arnold dicht an dem Pfeiler,

der Eleonoren's Gestalt verdeckte, vorüberschritt, mußte sie laut aufseufzen. Arnold erblaßte, er sah sich aber nicht um. Vielleicht ahnte er, aus wessen Brust dieser Athemzug einer jammernden Seele kam.

4.

Das gab ein böses Gerede unter den Leuten. Auf offener Straße, dem Felde, selbst auf dem Kirchwege blieben einander Begegnende stehen, um sich gegenseitig zu fragen, ob es denn wahr sei, was im ganzen Dorfe Einer dem Andern erzähle? Daß es mit der schönen Eleonore nicht richtig gewesen sei, wollten jetzt die Meisten vermuthet haben. Darum, meinten Einige, habe Arnold sich auch von ihr getrennt, denn sei er schon leichtsinnig, so könne man ihn doch einen Mann von Ehre nennen.

Diese erste Ansicht wich nun freilich sehr schnell einer andern Auffassung. Die Pathe, welche der armen, still duldenden Eleonore sich nach Kräften annahm, hatte Arnold als Vater des Mädchens genannt, dem Eleonore vor wenigen Tagen das Leben gegeben. Der Pastor erschrak bei dieser Angabe. Er nahm Anfangs Anstand, den Namen niederzu-

schreiben, da aber die Pathe darauf bestand und entschlossen hinzufügte, das arme betrogene Kind könne es beschwören, und Arnold müsse ein grundschlechter Kerl sein, wenn er läugne, durfte der Pastor nicht länger zaudern.

Arnold war im Voraus auf Alles gefaßt. Er hatte sich nach seiner Verheirathung als braver Ehemann benommen. Die junge Frau konnte über nichts Klage führen. Sie ward ordentlich behandelt, ihr Mann war fleißig, verschwendete nichts und hielt selbst seine lüsternen Blicke möglichst im Zaum. Nun freilich fiel die Bethörte auf einmal aus allen Himmeln, wie Arnold auf den Pfarrhof beschieden ward und hier von dem Pastor scharf in's Gebet genommen wurde. Obwohl vorbereitet, blieb die Rede des Pastors doch nicht ohne Eindruck auf das Gemüth des Schuldbewußten. Zwar läugnete er hartnäckig, daß er sich gegen Eleonore vergangen habe, behauptete, sie wolle sich nur an ihm rächen, weil er hinter ihre Schliche gekommen und deshalb sein Wort für gelöst gehalten, und es sei mehr als schlecht, es sei geradezu niederträchtig, daß sie auf so schmachvolle Weise seine bis jetzt ja so glückliche Ehe störe.

Der Pastor glaubte nicht an diese Ausreden Arnold's, da sein ganzes Auftreten ihn Lügen strafte. Er war unsicher in jeder Antwort, sein Blick irrte

unstät von einem Gegenstande zum andern; er wechselte oft die Farbe, und vor Verlegenheit wußte er nicht, was er mit den Händen beginnen sollte.

„Arnold," sagte der würdige Prediger am Schlusse seiner Unterredung, „fügt dem ersten Vergehen nicht ein zweites bei! Euer Läugnen macht Euch nicht frei, Ihr müßt genügende Beweise beibringen, daß Ihr fälschlich beschuldigt werdet, sonst kommt es zur Klage und das Gericht wird Euch den Eid zuerkennen. Ueberlegt also wohl, was Ihr thut. Geht in Euch und bereut! Eleonore erhebt keine weiteren Ansprüche an Euch, als daß Ihr als Vater für die Erziehung des Kindes sorgen sollt. Das ist billig, das verlangt auch das Gesetz. Den Frieden Eurer Ehe wird Eleonore niemals stören."

„Ich handle, wie ich muß," erwiderte Arnold trotzig. „Meine Frau müßte mich verachten, wollte ich aus dummer Gutmüthigkeit ein Vergehen auf mich nehmen, von dem ich nichts weiß."

Arnold war nicht umzustimmen. Er ging finster nach Hause und wollte der heftig fragenden Louise, die längst Kunde von dem Gerüchte erhalten hatte, das Alle beschäftigte, nicht Rede stehen. Es gab eine Scene, wie sie bisher in der viermonatlichen Ehe des jungen Paares nicht vorgekommen war. Louise glaubte weit mehr an die Schuld, als an

die Unschuld ihres Mannes. In der Heftigkeit ihres verletzten Frauengefühles vergaß sie sich, und trat dem kühl Läugnenden mit einem langen Sündenregister entgegen. Nichts war ihr entgangen. Arnold mußte mit Schrecken bemerken, daß Louise von seiner Vergangenheit vollständigere Kenntniß besaß, als er selbst. Manches, was sie ihm jetzt mit beredter Zunge vorhielt, hatte er längst schon vergessen. Er verstummte vor dem Eifer der scheltenden Frau, die ihm auf einmal gar nicht mehr liebenswürdig erschien. Aber er nahm sich zusammen und sagte ruhig:

„Wenn Du es abwarten willst, wirst Du bald ein anderes Urtheil über mich fällen und gezwungen sein, mich um Verzeihung zu bitten. Und jetzt schweig' still oder es könnte passiren, daß ich mich vergäße!"

Louise schwieg wirklich; sie brummte nur noch und fegte voll Aerger unwirsch aus der Thür. Arnold sah ihr finster nach, dann schlug er sich mit der geballten Faust vor die Stirn und schalt sich einen blöden Thoren. Den Kopf auf beide Arme gestützt, saß er hinter dem weißen Lindentisch in der Ecke, und sah stier aus dem Fenster, durch dessen klar geputzte Scheiben er die Wohnung der Wittwe in der Ferne erkennen konnte, wo die schöne Eleonore, deren

blühende Reize ihn einst gefesselt und bis zur Wildheit entflammt hatten, verlassen im Kindbette lag. Kein Wort ging mehr über seine Lippen; aber das flackernde Feuer in seinen Augen, die tiefen Athemzüge, die seine breite starke Brust hoben, verriethen die gewaltige Aufregung seines ganzen Wesens. Endlich riß er mit Heftigkeit die geschnitzte Holzpfeife aus der Westentasche der Jacke, die neben ihm an der getäfelten Wand hing, stellte sie in den Lederbeutel, füllte Tabak ein und hüllte sich schweigend in Rauchwolken. Das Rauchen, hoffte er, werde ihn auf andere Gedanken bringen.

Die ersehnte Ruhe fand sich aber eben so wenig ein, wie jener Gleichmuth der Seele, welcher zu dauerndem Glücke unentbehrlich ist. Die Frau grollte und ließ sich nicht wieder sehen. Auch als Arnold sie rief, kam sie nicht in's Zimmer, während sie bis jetzt jeden seiner Wünsche ihm gleichsam an den Augen abgesehen hatte.

Das waren traurige Vorzeichen einer zu plötzlich eingetretenen Entfremdung zwischen beiden Eheleuten. Arnold war aber kein Schwächling. Nachgiebigkeit hielt er für unmännlich, eine Ansicht, die unter kaum halbgebildeten Dorfbewohnern weit verbreitet ist. Die Frau muß Respect haben vor dem Manne und deshalb, im Fall der Noth, zum Gehorsam gezwungen werden.

Arnold wartete noch kurze Zeit ob Louise sich wohl besinnen werde, da sie jedoch nichts von sich hören ließ, rief er sie abermals, nur lauter und herrischer, als das erste Mal. Es erfolgte auch jetzt keine Antwort. Nun stand Arnold auf, warf die noch brennende Tabakspfeife von sich auf den blank gescheuerten Lindentisch, daß die glühende Asche darüber hinstäubte, stieß die Zuschlagthüre auf und ging nach dem abgegrenzten Raume, welcher als Küche benutzt ward, obwohl es nicht eigentlich eine solche war. Hier fand er Louise mit verweinten Augen. Er that jedoch, als sähe er es nicht, und sagte barsch:

„Hast Du keine Ohren, wenn ich rufe? Soll ich mir ein Sprachrohr anschaffen? Mach', daß Du an die Arbeit kommst! Ich will essen. Mit Seufzen und Grämen wird nichts gethan.“

„O, daß ich dies an Dir erleben muß!“ schluchzte Louise. „Daß Du so schlecht sein und Zwei auf einmal betrügen konntest! Ich wollte gleich lieber todt sein!“

„Kümmere Dich nicht um das Gerede der Leute,“ erwiderte Arnold. „Hab' ich Dir nicht gesagt, daß es Lügen sind, ganz niederträchtige Lügen? Die Eleonore ist wild, daß Du mir besser gefielst, als sie selber, wie sie mit Andern anfing zu spaßen. Nun

will sie mich ärgern, und ich soll ausessen, was Andere eingebrockt haben. Aber sie soll sich irren, die schlechte Person!"

Louise weinte laut, erwiderte aber nichts. Sie konnte nicht glauben, daß die sanfte Eleonore, ein Mädchen von kaum neunzehn Jahren, eine so schimpfliche Beschuldigung einem völlig Reinen in's Gesicht zu schleudern vermöge, und eben so unbegreiflich war es ihr, daß ihr Mann beharrlich seine Schuldlosigkeit betheuern sollte, wenn sein eigenes Gewissen ihn Lügen strafte. Um den bereits sehr erregten Mann, in dessen Gewalt sie einmal war, nicht noch mehr aufzubringen, fügte sie sich seinem Willen. Sie blieb aber den ganzen Abend still, und da Arnold ebenfalls wenig Lust zum Sprechen zeigte, war die Lage beider Eheleute eine recht peinliche.

5.

Eleonoren's Kind hatte in der Taufe den Namen Ernestine erhalten. Die Mutter erholte sich trotz der vielen Sorgen und heftigen Gemüthsbewegungen, die in ihrer Lage nicht ausbleiben konnten, unerwartet schnell. Kaum fühlte sie sich kräftig genug, um weitere Wege machen zu können, so begab sie sich zu einem vielgesuchten Advocaten, der in dem Rufe stand, auch die schwierigsten Streitfragen rasch und fast ohne Ausnahme zur Zufriedenheit seiner Clienten zu beendigen. Diesem legte sie wahr und offen ihre Vergangenheit dar, erzählte ihm, wie Arnold sie mit Liebesanträgen verfolgt, durch seine heiligsten Betheuerungen sie umgarnt und ihr schließlich die Ehe versprochen habe. Sie verlangte, daß er sich öffentlich als Vater Ernestinen's bekenne und für dieselbe Sorge trage.

Der Advocat sprach der jungen Mutter Muth

ein. Fälle solcher Art seien ihm schon oft vorgekommen, immer aber zum Vortheil des klagenden Theils ausgefallen. Es bleibe bei hartnäckigem Weigern halsstarriger Mannspersonen nichts übrig, als die Antragung des Eides. So lange blieben sie — das wisse er schon — immer unschuldig, wenn sie aber vor versammeltem Gericht die Hand erheben und Gott zum Zeugen anrufen sollten, daß sie völlig frei seien von Schuld, hätten sich Alle noch immer eines Besseren besonnen. Auch ihr früherer Bräutigam oder Geliebter werde es eben so machen.

Eleonore fand, daß der Advocat sehr verständig spreche, und weil sie wußte, daß sie selbst Arnold in keiner Weise Anlaß gegeben habe, sich von ihr abzuwenden, schöpfte sie wirklich Hoffnung. Er war ja nur leichtsinnig, wankelmüthig, ein Mensch des Augenblickes, nicht aber eigentlich bösartig.

Als Arnold die Citation erhielt, ward er sehr still. Seine Frau erfuhr nichts davon, Louise aber sah es ihm an, daß irgend etwas Ungewöhnliches ihm begegnet sein müsse. Sie drang so lange in ihn, bis Arnold den Grund seiner Verstimmung ihr mittheilte. Louise reichte ihm darauf die Hand und sagte, obwohl mit schwerem Herzen:

„Ich vergebe Dir, Arnold! Es soll sein und bleiben zwischen uns Beiden, als sei gar nichts vor-

gefallen. Du wirst keinen Vorwurf von mir hören. Bleibe nur brav!"

Arnold nahm zwar die dargebotene Hand seiner Frau an, sagte aber stirnrunzelnd:

„Du brauchst mir nichts zu vergeben und Deine Reformanden kannst Du für Dich behalten. Ich werde thun, was ich verantworten kann."

Ehe der Gerichtstermin herankam, ließ der Pastor den halsstarrigen Mann nochmals zu sich rufen. Das Gespräch zwischen beiden Männern war ernst, und Arnold mußte sehr an sich halten, um nicht ungebührlicher Worte sich zu bedienen. Andern Sinnes machen konnte es ihn nicht. Er schied auch von dem wohlmeinenden Pastor mit denselben Worten, die seine Frau für immer zur Ruhe verwiesen.

Am Tage des Termins ließ Arnold nicht auf sich warten. Er war früher im Gerichtssaale, als seine Anklägerin. Beide beharrten auf ihren Aussagen und das Gericht erkannte Arnold den Eid zu. Allgemeines Staunen ergriff die Anwesenden, als dieser sich sogleich dazu bereit erklärte. Die Verwarnung, welche der Eidesleistung vorausging, hörte er kaum an. Er blickte immer starr vor sich nieder, sah bleich aus und verrieth nur an einem krampfhaften Zucken der Lippen, daß er am Leben sei.

Aufgefordert, den Eid zu leisten, trat er ent-

schlossen an den grünen Tisch. Eleonore hing mit Mund und Augen an dem Manne, der schon wiederholt betheuert hatte, daß er sie nur von Ansehen kenne, nie aber Liebesschwüre mit ihr gewechselt, nie ihr die Ehe versprochen, noch weniger ihre Gunst genossen habe. Als er die Finger zum Schwure erhob, stand Eleonore auf und stellte sich so, daß Arnold sie anblicken mußte.

Der Actuarius las laut und langsam die Eidesformel vor, eben so langsam, nur etwas tonlos, wiederholte Arnold die Worte. Sein Gesicht war farblos, sein Auge stier, die emporgehobene Hand zitterte ein wenig. Bei den Worten: „So wahr mir Gott helfe!“ zuckte Arnold zusammen, Eleonore aber sank mit einem herzzerreißenden Schrei ihrem Rechtsbeistande in die Arme. Man mußte sie ohnmächtig von den Dienern aus dem Saale tragen lassen. Arnold richtete kalt seine finstern Augen auf die Erschütterte, dann machte er eine linkische Verbeugung und entfernte sich.

Nach Hause gekommen, sagte er, ohne die Frage seiner Frau abzuwarten: „Jetzt ist Alles in Ordnung. Eleonore wollte keine Vernunft annehmen, vielleicht, weil sie überhaupt keine hat; da habe ich sie ihr denn im Beisein der hochweisen Herrn hinter dem grünen Tische beigebracht.“

„Du hast geschworen?“ stammelte athemlos die Frau.

„Ja doch!“ fuhr Arnold giftig auf. „Was braucht's dabei solcher Grimassen. Einen Krug Bier will ich haben, denn mich dürstet barbarisch. Auch wird's gut sein, den Staub hinunter zu spülen, der in dem alten Sessionszimmer die Luft so dick machte, daß mir schier der Athem vergehen wollte.“

Von Stund' an gab es zwischen den beiden Eheleuten keinen Frieden mehr. Louise behandelte Arnold wie einen Fremden. Sie blieb kalt und einsylbig, wenn sie mit ihm allein war, und machte kein Hehl daraus, daß sie eine unüberwindliche Furcht vor ihm habe. Arnold fühlte sich auch nicht zu ihr hingezogen und floh daher das Haus, so oft er konnte. Der sonst so fleißige, umsichtige und in allen Arbeiten seines Faches geschickte Mann ward jetzt unthätig. Mußte er arbeiten, so that er es mit Widerwillen, und weil er bemerken konnte, daß sein rascher Schwur Viele bedenklich machte, und am liebsten gern Jeder sich von ihm fernhielt, trug er im Stillen Groll gegen Jedermann. Nur Leute, die anrüchig geworden waren durch frühere Handlungen benahmen sich frei gegen ihn und machten von der sogenannten ehrbaren Welt eine Ausnahme. Was Wunder, daß Arnold, der halb und halb von den

strengen Moralisten in den Bann gethan worden war, sich lieber zu Solchen hielt, die ihm freundlich entgegenkamen, als zu Denen, die schon bei seinem Anblick die Nase rümpften oder ihm hochmüthig aus dem Wege gingen? So wurde Arnold's liebster Umgang ein kühner Mensch, der als trefflicher Schütze bekannt war und allgemein für einen Wilddieb galt, obwohl ihm Niemand beweisen konnte, daß er so streng verbotene Wege wandele.

Wohl gesittet war Arnold nie gewesen. Er handelte am liebsten nach augenblicklichen Eingebungen, und da er als sanguinischer Mensch wenig überlegte und immer nur rasch genoß, so entbehrte er aller Grundsätze. Menschen solcher Art lassen sich eben so leicht zu guten wie zu schlechten Handlungen verleiten. Es kommt immer darauf an, mit wem sie verkehren.

Da Arnold im Hause keine Freude hatte und es seiner Natur zuwider war, sich immer zu streiten, so ergriff er die Gelegenheit, sich außer dem Hause, wenn nicht Vergnügen, so doch Zerstreuung zu verschaffen, mit beiden Händen. Diese Gelegenheit bot ihm der Umgang mit dem verrufenen Schützen. Eine Flinte war leicht aufzutreiben. Arnold besaß ein scharfes Auge und eine sichere Hand, und es währte nicht lange, so konnte er sich mit manchem alten Jäger messen.

Fortan wilddiebte er wie sein treuer Genosse. So arg jedoch, daß man ihn deshalb hätte anfassen können, trieb er die Freijägerei nicht. Nach Hause brachte er keinen Hasenlauf und kein Stück Geflügel; hätte man seine Frau darum befragt, so konnte diese mit vollkommen gutem Gewissen das Gegentheil betheuern und allenfalls beschwören. Was Arnold's sicher treffendem Feuerrohr zur Beute fiel, verkaufte er an wohlbekannte Abnehmer. Von dem Ertrage dieser Einnahme verschaffte er sich die Mittel zu dem herumziehenden unstäten Leben, das er nunmehr, mit nur seltenen und dann sehr kurzen Unterbrechungen, führte.

Eines Tages — es war Anfang Herbst — streifte Arnold allein in den Wald. Die Luft war schwül, dunkle Wolken thürmten sich über den Bergen und verhießen ein Gewitter. Arnold wußte selbst nicht recht, warum er durch das Dickicht streifte, dessen unzugänglichste Stellen er suchte. Seinen Genossen hatte er nicht daheim getroffen, und ihn selbst litt es nicht im Hause, denn zweimal hinter einander war ihm was begegnet, wovor ihm graute. Was aus Eleonore geworden war, hatte er nicht erfahren. Er mied es geflissentlich von ihr sprechen zu hören. Nur, daß sie lebte, war ihm bekannt, denn einige Male sah er sie von Weitem mit einem Kinde auf

dem Arme spazieren gehen. Dann kehrte ihr Arnold regelmäßig den Rücken und lief weit fort, ohne viel nach der Richtung zu fragen. Seit einigen Tagen aber, dünkte ihn, war Eleonoren's Gestalt ernst und geräuschlos an seinem Hause vorübergegangen. Er wußte nicht mit Gewißheit zu sagen, ob sie es wirklich gewesen sei oder ob er es sich nur eingebildet habe. Eine Gestalt von ihrer Größe, mit Bewegungen, wie er sie an Eleonore kannte, mit so großen und seltsam tiefen Augen hatte er gesehen. Um der Möglichkeit vorzubeugen, daß diese ihn belästigende Wandererin ihm abermals in's Fenster blicke, ging er in den Wald, mit dem festen Vorsatze, erst mit Einbruch der Nacht von seiner zwecklosen Streiferei zurückzukehren.

Wie er vorsichtig durch das Dickicht des Unterholzes brach, sprang ein schöner Rehbock auf. Dieser Anblick war zu verführerisch. Arnold folgte der Spur des fliehenden Thieres, bekam es bald in Schuß und zielte darauf. Im Begriff abzudrücken, rollte ein Stein unter seinem Fuße, die Büchse knallte, das Thier prallte seitwärts, brach aber nicht zusammen. Arnold vermuthete, daß es verwundet sei, und eilte möglichst schnell nach, um es im Auge zu behalten und sobald als thunlich ein zweites Mal sein Glück zu versuchen.

Dieser Absicht stellten sich jedoch alsbald mancherlei Hindernisse entgegen. Der Rehbock schweißte, war also ziemlich stark verwundet. Nichtsdestoweniger floh er schnell und zwar in einer Richtung, die für Menschen fast unwegsam war. Arnold eilte erhitzt immer den Schweißspuren nach. Er sah weder rück- noch seitwärts. Ueber Felsblöcke und Sandgerölle, über halb vermoderte Baumstämme, die ein Orkan vor vielen Jahren chaotisch niedergebrochen hatte, und die jetzt ein mit Moos, rankendem Epheu und andern Schlinggewächsen überzogenes breites Verhau bildeten, war der Rehbock geflohen. Es gehörte Gewandtheit, Muth und ungewöhnliche Körperkraft dazu, ihm über diesen halsbrecherischen Wall verfaulender Fichten und Tannen zu folgen.

Arnold strauchelte auf jedem Schritte. Oft brach die trügerische Moosdecke unter ihm und er fiel in eine feuchte Modergruft, wo es von Molchen wimmelte, deren blitzende Augen wie Funken durch das Düster glimmerten. Aber der leidenschaftliche Jäger gab nicht nach. Wie oft er auch stolperte, fiel, sich die Hände blutig ritzte, immer sprang er wieder auf und setzte unverdrossen dem Thiere nach, das er schon längst nicht mehr sah.

Endlich fühlte er ein Abnehmen der Kräfte. Die Glieder begannen ihm zu zittern, er mußte nieder-

sitzen. Schweiß, mit Blutstropfen vermischt, träufelte von dem Antlitz des Ermüdeten, Athemlosen. Er genoß ein Stück Brod, das er bei sich trug, und trank aus seiner Feldflasche. Dann sah er sich um, denn bisher waren seine Gedanken nur auf das fliehende Thier gerichtet gewesen.

Er bemerkte sogleich, daß er sich in einer Gegend des sehr weitläufigen Waldes befand, die er bisher noch nie betreten hatte. Da er sich nicht gleich zurecht fand, schlug er das Auge zum Himmel auf, aber er sah nur in das trübe Grau eines Wolkengeschwaders, das schwer und langsam immer dunkler sich färbte. Rundum leblose Stille! Die Waldung war wie ausgestorben, und die Luft ward von Minute zu Minute finsterer. Ein dumpfes, fernes Rollen zeigte das Heraufziehen eines starken Unwetters an. Bald begann es auch zu blitzen, erst schwach, dann stärker; große Regentropfen fielen klatschend nieder, und ein schwacher Windzug fuhr säuselnd durch die schwarzen Nadelkronen der hohen Bäume.

Arnold stand auf, um einen einsamen hochragenden Felsen zu erklimmen, der mitten im Walde sich erhob und von dessen Gipfel eine Aussicht sich eröffnen mußte. Ehe er aber seinen Entschluß noch ausführen konnte, brach der Wettersturm mit solcher Gewalt los, daß der einsame Mann sich kaum auf

den Füßen erhalten konnte. Er war froh, unter einem kleinen Ueberhange des Felsens einigermaßen Schutz gegen die furchtbare Gewalt niederprasselnder Hagelkörner zu finden. Der Sturm heulte und brach Aeste und ganze Stämme auf allen Seiten. Es krachte fortwährend, die Erde zitterte, Feuerballen schienen in allen Richtungen durch den ächzenden Wald zu rollen, und das Brüllen des Donners weckte den Angstruf des Echos.

Zusammengekauert, seine Waffe über die Kniee gelegt, saß Arnold regungslos. Es ward ihm bald unheimlich im Graus des Wettersturmes, denn er sah erschreckend, daß der Abend hereinbrach und trotz des dünner werdenden Wolkenzuges die Dunkelheit mehr und mehr zunahm. Und noch immer wußte er nicht, in welcher Gegend des Waldes er sich befand, wohin er sich wenden sollte, um vor Nacht den Ausgang desselben zu erreichen!

Als das Wetter etwas nachließ, warf er die Büchse über die Schulter und machte sich von Neuem auf den Weg. Die kurze Rast hatte ihm doch wohl gethan. Er fühlte sich jetzt wieder stark und jeder Anstrengung gewachsen. Das Gewitter hatte die schwüle Atmosphäre abgekühlt; ein würziger Hauch stieg auf von der durchnäßten Nadelholzwaldung.

Aber es war schwer, einen Pfad zu finden oder

den einmal entdeckten zu verfolgen. Denn bald hemmten niedergestürzte Bäume, bald ein brausendes Wildwasser die Schritte des einsamen Wanderers. Dennoch konnte das Wasser ihm der sicherste Führer werden. Im Verfolgen des angeschossenen Wildes hatte er sich dem Gebirge genähert, in dessen Schluchten das Thier einen sichern Zufluchtsort fand. Er mußte jetzt dem Laufe des Wassers folgen, um seine Heimath, wenn auch spät, wieder zu erreichen.

Inzwischen ward es immer dunkler. Schon blinkten einzelne Sterne durch das zerflatternde Gewölk und ein silberner Duft flimmerte um die Kronen der hohen Waldbäume, die majestätisch im Winde schwankten. Arnold schritt so rasch fürbaß, als der schlechte Weg und seine Kräfte es erlaubten. Eine seltsame Ungeduld, mit Angst gepaart, bemächtigte sich seiner. Das Herz klopfte, daß er das Stoßen des ab- und zuströmenden Blutes zu vernehmen glaubte.

Furchtsam war Arnold nie gewesen, vielmehr hatte er von jeher in dem Rufe eines waghalsigen und abenteuerlustigen Gesellen gestanden. Wie denn kam es nun, daß er jetzt bei jedem Geräusch zusammenfuhr und daß offenbar der Angstschweiß in großen Tropfen auf seine Stirn trat? Er hatte ja nichts verbrochen: denn einen Hirsch oder Rehbock

jagen ist, auch wenn es gegen die bestehenden Landesgesetze geschehen sein sollte, doch zuletzt kein Vergehen, vor dem ein ganzer Mann schaudern könnte, zumal, wenn ihm Niemand auf dem verbotenen Wege begegnet.

Arnold aber zitterte wirklich, und eine nicht zu bewältigende Furcht nahm unbestrittenen Besitz von seiner Seele. Wenn ein bleicher Strahl des Mondes um die röthlich-gelben Stämme der knorrigen Kiefern zitterte, meinte Arnold ein weißes Gewand zu sehen, aus dessen feuchten Grabesfalten ein Todtenkopf mit nachtschwarzen, stechenden Augen ihm zunickte. Diesen schrecklichen Augen begegnete sein irrender Blick überall. Und er kannte diese finstern, wunderbar tiefen und großen Augen! — Ein paarmal huschte ein Fuchs über seinen Weg, rastete am Fuße eines Stammes und sah sich neugierig um nach dem einsamen Wanderer. Auch die schlauen Lichter des Fuchses verwandelten sich in die schrecklichen Augen Eleonoren's, deren letzten Blick er zugleich mit ihrem Schrei auffing, als er die Worte: „so wahr mir Gott helfe!“ am grünen Tische aussprach. In der Angst seiner Seele riß er die Büchse von seiner Schulter und schoß nach den fürchterlichen Augen, daß es donnernd durch den Wald krachte, die schlafenden Vögel im Gezweig schreiend aufflat-

terten und der Uhu unheimliche Töne ausstieß. Der Fuchs entschlüpfte, die Augen Eleonoren's aber sah Arnold von einem Baumstamme auf sich herabblicken, als wollten sie ihn durchbohren!...

Nie hatte der Verirrte schrecklichere und angstvollere Stunden verlebt. Der ganze Wald bevölkerte sich mit Schatten, und in jedem Schatten sah er Eleonore. Bald rang sie die Hände, bald raufte sie sich das Haar. Einmal schien es ihm, als liege sie betend auf den Knieen und herze ihr Kind; ein andermal stürzte sie von einem Baumwipfel nieder und lag zerschmettert vor seinen Füßen. Es war aber nur ein Nebeldunst, der aus der feuchten Erde aufbrodelte und schnell sich verflüchtigte.

Gepeinigt von solchen Gesichten, die mehr in seiner erhitzten Einbildung als in der Wirklichkeit vorhanden waren, irrte Arnold lange Stunden umher. Endlich lichtete sich der Forst, er hörte Hundegebell und Lichter schimmerten düster aus der Ferne. Auch jetzt würde er noch nicht gewußt haben, wo er war, die Hunde aber sagten ihm, daß die Häuser, welche dort drüben an mäßiger Hügellehne aufstiegen, der Anfang seines Geburtsortes seien.

Arnold athmete tief und dankerfüllt auf. Er pflegte in der Regel nicht zu beten und hatte wenigstens in den letzten Monaten nie außerhalb der Kirche

gebetet, jetzt aber war sein ganzes Denken ein heißes und aufrichtiges Dankgebet. Die Schrecken des Waldes lagen ja hinter ihm. Hier im Freien, unter Menschen und bekannten Hausthieren, hatte der Böse, dessen Nähe ihn umwitterte, keine Gewalt mehr über ihn.

Es schlug Mitternacht, als er seine Wohnung im dämmernden Mondlicht vor sich liegen sah. Durch die Fenster, die gewöhnlich des Abends mit Holzläden geschlossen wurden, glitzerte matter Lichtschein. Die Gatterthür war zugeriegelt, die eigentliche Hausthür aber nur angelehnt. Arnold steckte die Hand durch das Gatter und schob den Riegel zurück. Es rührte sich Niemand im Hause. Auf dem Heerde glimmten noch Kohlen; daneben lag spinnend die Katze. Sie machte einen krummen Rücken, als sie am Tritt ihren Herrn erkannte, wedelte mit dem Schwanze und rieb sich an der Wand.

Im Zimmer brannte eine blecherne Lampe. Die Uhr tickte eintönig, eine Schüssel, ein Teller nebst Messer und Gabel standen auf dem Tische, und als Arnold genauer hinsah, bemerkte er, daß die Schüssel Milch enthielt. Auch Brod und Butter war aufgetragen.

Wäre es heller Tag gewesen und Arnold hätte sich selbst im Spiegel erblickt, so würde er gesehen

haben, wie die Röthe der Scham sein Gesicht überflammte. Louise hatte für den abwesenden Gatten den Tisch gedeckt; sie hatte sich, um ihm den Eingang in's Haus zu erleichtern, der Gefahr ausgesetzt, bestohlen zu werden.

Mechanisch hängte der todtmüde Mann die Büchse an die Wand, spreitete mit einer Nadel den Docht der Lampe aus, daß sie heller aufflackerte, und setzte sich an den Tisch, um von den aufgetragenen Speisen etwas zu genießen. Bald aber übermannte ihn die physische Mattigkeit. Er neigte das Haupt und schlief ein. So traf ihn am frühen Morgen Louise. Sie stieß einen kurzen Schrei des Staunens oder der Verwunderung aus, als sie den Schlummernden erblickte, und von diesem Schrei erwachte Arnold.

Mit einer Miene starren Entsetzens deutete Louise auf den kleinen Spiegel am Fenster, ohne ein anderes Wort als: dort! dort! zu sprechen.

Arnold ergriff den Spiegel, blickte hinein und ließ ihn fallen, daß er auf der Diele in zahllose Stücke zersplitterte. Ein ganz greiser Kopf mit seinen eigenen Zügen sah ihn geisterhaft aus dem Spiegelglase an!

6.

Unter Landleuten wird allem Auffälligen sofort eine Bedeutung gegeben. Wenn etwas Seltsames geschieht, so heißt es allgemein: Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Man glaubt wohl nicht mehr an Hexen, aber „angethan“ kann Jemand etwas werden.

Arnold war, wie schon bemerkt, nicht abergläubisch, vor der Meinung seiner Ortsgenossen aber bangte ihm, als er seine traurige Verwandlung gewahrte. Er wußte sich das Erbleichen seiner Haare freilich auf natürliche Weise zu erklären, denn noch überlief es ihn schaudernd, wenn er an die entsetzlichen Stunden der Angst zurückdachte, die er umirrend im Walde verlebt hatte. Nur den Grund dieser Angst und der eingebildeten Schrecknisse, vor denen seine Seele zusammenfuhr, wollte er sich nicht gestehen. Der urtheilslosen Menge jetzt darzuthun, daß seine plötzliche

Verwandlung wirklich mit rechten Dingen zugegangen sei, war eine Aufgabe, die ihm vielleicht bei Einzelnen, sicherlich aber nicht bei Allen glückte. Dennoch mußte der Versuch gemacht werden, denn Arnold sah die Nothwendigkeit ein, sich wieder unter Menschen sehen zu lassen.

Die Kunst, das Haar zu färben, war damals noch nicht bekannt, wenigstens nicht unter den Landbewohnern, sonst hätte Arnold wohl Gebrauch davon gemacht. Als er nun mit dem Schmucke des Alters auf seinem noch so jungen Kopfe ausging, bemerkte er sogleich die staunenden Gesichter der Vorübergehenden. Die Meisten wichen ihm scheu aus, Andere blieben verwundert stehen und folgten ihm mit den Augen, so weit sie sehen konnten. Den ersten näheren Bekannten, der ihm begegnete, redete Arnold an. Er erhielt aber keine Antwort. Der Blick des sonst so beredten Mannes hing fragend an dem weißen Haar, und mit allen Zeichen innerlichen Entsetzens ließ der Angeredete den Verwandelten stehen.

Innerhalb eines Tages war Jeder im Dorfe von dem Vorgefallenen unterrichtet. Es sagte aber nicht ein Einziger: dem Arnold hat ein böser Mensch etwas angethan, die allgemeine Rede lautete vielmehr: den hat Gott gezeichnet!

Von Stund' an galt Arnold für einen von Gott

Gezeichneten. Das war eine traurige Ueberzeugung, die aller Einwohner sich mit einem Male bemächtigte. Einen Grund für diese Annahme hörte man von Niemand anführen. Es schien, als bedürfe es dessen gar nicht, als verstände es sich ganz von selbst, daß der Finger Gottes den einst so ausgelassenen, überlustigen und leichtfertigen Arnold zur Warnung für Andere berührt habe.

Jetzt erst fühlte er die ganze Schwere des Schicksals, das ihn betroffen. Man ließ es ihm nicht direct entgelten, daß er vor der Zeit alt geworden, aber es suchte ihn auch Keiner. Herzliche Ansprache gönnte ihm Niemand mehr; seine Gegenwart belästigte Andere und konnte man sich seines Umganges entziehen, so that man es überall gern.

Früher, wenn es Arnold unter Menschen oder im eigenen Hause nicht gefiel, gaben Feld und Wald ihm Zerstreuung. Jetzt mied er beide, das Feld, weil er dann von Jedermann gesehen und beobachtet werden konnte, den Wald aus einer sonderbaren Furcht, deren er nicht Herr zu werden vermochte. Im Hause aber hatte er eben so wenig Ruhe, denn seine ehelichen Verhältnisse gestalteten sich immer unfreundlicher.

Die nächste Folge dieser äußern Verwandlung, die einen Rückschlag auch auf die innern Zustände

ausüben mußte, war, daß Arnold seine bisherige Beschäftigung vernachlässigte. Man sah ihn nicht mehr wie sonst seine wohlgepflegten Obstbäume im Garten und Feld mit ausdauernder Sorgfalt ausschnitzen und Vorkehrungen daran treffen, welche sie vor Raupen schützen sollten. Blinde Schößlinge gediehen jetzt üppig, dürre Reiser und Aeste sah man allerwärts, und an Raupennestern war eher Ueberfluß als Mangel. Das Oculiren junger Bäume, das Arnold aus dem Grunde verstand, gab er gänzlich auf. Auch um das Feld kümmerte er sich wenig. Der Acker ward nur umgepflügt und nothdürftig zugerichtet, die Saat lässig eingestreut, so daß vorübergehende Kenner auf der Stelle die liederliche Wirthschaft erkannten.

Unter solchen Verhältnissen mußte Arnold's ganzes Hauswesen alsbald den Krebsgang gehen. Die Verständigeren unter seinen früheren Kameraden machten ihn wohl auf diese betrübende Veränderung aufmerksam und deuteten auf die möglichen Folgen so unverantwortlicher Vernachlässigung seines Eigenthums hin. Arnold hörte nicht darauf. Es hatte den Anschein, als wolle er seinen Besitz absichtlich ruiniren, um in Noth und Elend unterzugehen.

Louise gab sich nun zwar alle Mühe, der trau-

rigen Wirthschaft ihres Mannes die Stange zu halten, allein gelingen wollte und konnte dies nicht. Arnold betrachtete sie wie eine Feindin, und Louise that nichts, diese Meinung zu entkräften. Beide Eheleute sprachen selten ein paar Worte mit einander. Jeder ließ den Andern thun, was er wollte, und gehen, wohin er Lust hatte. Scheidung wäre jedenfalls klug gewesen. Dazu konnte das Ehepaar aber nicht schreiten, ohne abermals das Augenmerk Aller zu werden, und weil Arnold nichts mehr haßte, als öffentliches Besprechen seines Unglücks, wie er es nannte, so ertrug er lieber die unheimliche Häuslichkeit, vor der er zurückschauderte, und die freudlose Existenz außer dem Hause.

Was Alle erwarteten, geschah nach wenigen Jahren. Arnold's kleines Heimwesen, an dem früher Jeder ein offenbares Wohlgefallen gehabt hatte, mußte verkauft werden, um die Schuldenlast zu tilgen, welche durch die unordentliche Lebensart des jetzt zum völligen Müßiggänger gewordenen Mannes sich angesammelt hatte.

Diesen neuen Schlag überlebte Louise nicht lange. Gram und Sorge, wohl auch bisweilen verheimlichte Reue hatten die Kräfte der jungen Frau, die sich so ganz von ihrem Manne vernachlässigt sah, rasch aufgerieben. Sie begann zu siechen und erlag nach

längeren Leiden, von denen Arnold durchaus keine Notiz nahm, einem schleichenden Fieber.

Nach Louisen's Beerdigung fand der jetzt obdachlos gewordene Arnold ein Unterkommen in dem Armenhause des Ortes. Wie Alles, was ihm in der letzten Zeit zugestoßen war, ertrug er auch diese neue Wendung seines Lebensschicksals mit vollkommenster Gleichgiltigkeit. Er zeigte sich äußerlich so apathisch, daß man kein Zeichen innerer Bewegung an ihm entdecken konnte.

Um indeß nicht zu verhungern, oder den Bettelstab ergreifen zu müssen, ward er doch genöthigt, seine Hände zu rühren. Denn ungeachtet seines weißen Kopfes und seiner unregelmäßigen Lebensweise blieb er fortwährend kräftig, und was Krankheit sei, hatte er an sich selbst und seiner unverwüstlichen Natur noch nicht erfahren. So entschloß er sich, als Tagelöhner sein Brod zu erwerben. Geschickt und erfahren in vielen Dingen, namentlich in allen Feldarbeiten, im Gartenbau und in der Baumzucht, konnte es ihm nicht schwer fallen, Arbeit zu finden.

Der erste Weg Arnold's ging nach dem Pfarrhofe. Er hatte gehört, daß der Prediger eines tüchtigen Arbeiters bedürfe, da der bisherige sich durch einen unglücklichen Beinhieb eine tiefe Wunde im

Fuße beigebracht hatte und wahrscheinlich auf längere Zeit, vielleicht für immer seinem Dienste werde entsagen müssen.

Der Pastor war erstaunt und erfreut zugleich, den Mann wieder vor sich zu sehen, der sich einen so üblen Leumund durch sein eigenes Verschulden gemacht hatte. Er empfing Arnold mit herablassender Freundlichkeit, erwähnte des früher Geschehenen mit keiner Sylbe, und erfüllte den Wunsch des Bittenden.

Arnold war jetzt wieder fleißig, wie ehedem. Genau mit dem Glockenschlage traf er ein, sah sich nicht um, so lange er Beschäftigung hatte, und gewann sich durch Fleiß und Pünktlichkeit wohlverdientes Lob.

„Ihr seid immer so still, Arnold,“ redete eines Tages der Prediger seinen neuen Arbeiter an, nachdem er ihn längere Zeit in seinem Thun beobachtet hatte. „Gärtner sind sonst gesprächige Leute. Ihre Arbeit ist eine erfreuliche, denn sie haben das seltene Glück, sehr bald Früchte ihres Fleißes zu erblicken. Machen Euch die Blumen und deren Pflege gar kein Vergnügen?“

„Es ist das so meine Art, Herr Pastor,“ versetzte ausweichend und immerfort arbeitend der weißhaarige Arnold.

„Aber man hieß Euch ehedem den lustigen Arnold; jetzt würde man Euch mit größerem Rechte den traurigen nennen können.“

„Kann wohl sein,“ erwiderte dieser. „Mir kommt die Welt schon lange nicht mehr lustig vor.“

„Habt Ihr nichts auf dem Herzen?“

„Nichts, Herr Pastor.“

„Gar nichts?“

Arnold holte tief Athem und sah den Prediger von der Seite scharf an.

„Auf dem Herzen habe ich nichts,“ sagte er dann mit eigenthümlichem Tone, „aber in meinem Kopfe steckt etwas, das Andern abgeht, und das ist's, was mich so still macht.“

Dem Prediger mußte diese unklare Antwort begreiflicherweise unverständlich bleiben. Er forschte daher weiter, und brachte es nach einigen Kreuz- und Querfragen doch endlich dahin, daß Arnold ihm Rede stand. Auf seinen Spaten gestützt, erwiderte er:

„Die meisten Menschen reden Uebles von mir, ich weiß es, Herr Pastor, und weil ich ihnen das nicht verwehren kann, ertrage ich es geduldig. Verdient habe ich es freilich nicht um sie, denn ich war, als es mir noch gut ging, eher freundlich als unfreundlich gegen einen Jeglichen. Seit mir der Schreck weißes Haar gemacht hat vor der Zeit, also,

daß ich als ein strammer Kerl aller Welt gleichsam zum Gespötte herumlaufe, seitdem bin ich so still geworden. Was nützt auch reden, wenn Keiner hören will? Und kann ich's den Leuten einreden, daß ich den Teufel weder leibhaftig gesehen, noch mit ihm gerungen habe, wenn sie's partout glauben wollen? Ihnen will ich's sagen, Herr Pastor, woher ich so frühzeitig ein Schneesieber geworden bin. Der Tod ist mir begegnet, nicht der Teufel. Hat Einer Lust, mich zu fragen und auf mich zu hören, so will ich's ihm sagen auf Tag und Stunde und Minute, wenn's mit ihm zu Ende geht. Die Kunst hat mir der Tod beigebracht in jener Nacht, und weil's dabei nicht lustig, sondern recht grauslich zuging im Walde, wurde mir vor Schauder das Haar plötzlich weißgrau."

Arnold sprach dies Alles ruhig und ohne Erregung, wobei er den Pfarrer ab und zu ansah, meistentheils aber das Auge entweder auf den Boden heftete, oder die Blicke ruhelos von einem Gegenstande zum andern gleiten ließ. Der Pastor verstand den sonderbaren Arbeiter nicht recht und forderte ihn durch eine abermalige Frage zu weiter gehenden Auseinandersetzungen auf.

„Ich sag's ja," fuhr Arnold fort, „mein Kopf ist ein Gehäuse wie eine Laterne. Es spiegelt sich

darin der Lebenslauf der Menschen ab auf dem Punkte, wo der Tod seinen Fuß darauf setzt."

„Das versteh' ich nicht," erwiderte der Prediger ungeduldig, denn er glaubte, Arnold erlaube sich, zu seiner früheren Weise zurückkehrend, einen unzeitigen Scherz. „Wollt Ihr für einen Propheten gehalten werden?"

„Ich will gar nichts, Herr Pastor, höchstens, daß man mich in Ruhe lasse. Wenn man mich aber fragt und zum Reden gleichsam zwingt, so kann ich nicht hinter dem Berge halten. Man soll ja nicht lügen."

Arnold fing wieder an zu graben, wobei er den Kopf schüttelte.

„Sie glauben's doch nicht, wenn ich's auch sage," sprach er nach einer Weile.

„Hat Eure Mittheilung etwas mit dem Glauben zu schaffen?"

„O ja, Herr Pastor! Gerade so viel, als die Lehre von Gott, von der Hölle, von der ewigen Seligkeit und dergleichen mehr. Sie müssen glauben, daß ich die Gabe besitze, leibhaftig den Tod zu sehen. Seit der Nacht im Walde, wo er mir zuerst erschien, sah ich ihn, nicht immer, aber oft genug, um darüber still zu werden. Nun wissen Sie, weshalb es mir seitdem so conträr gegangen ist im

Leben. Der Tod ist ein schlechter Kamerad. Er macht unlustig zu allen Dingen, und zieht einen rechtschaffenen Menschen leibhaftig aus."

Der Prediger wußte nicht, was er auf diese Auslassungen erwidern sollte. Für bloßen Scherz sah Arnold zu düster drein; auch würde er sich kaum einen Scherz gegen den Höchstgestellten im Orte erlaubt haben. Es blieb ihm deshalb nur die Annahme übrig, der von so mancherlei Unglücksfällen Schlag auf Schlag betroffene Mann, dessen Gewissen auch der Pastor für schwer belastet hielt, sei von einer fixen Idee besessen. Er beschloß, den früh Ergrauten von jetzt an genau zu beobachten und ihn nie mehr aus den Augen zu verlieren, damit er das seltsame Wesen desselben und seine etwaigen geistigen Leiden oder Einbildungen ergründen könne.

7.

Wieder vergingen Wochen und Monate. Arnold war von dem gutherzigen Pastor ganz als Arbeiter in Lohn und Brod genommen worden, und kam nun täglich auf den Pfarrhof. Eines Tages, als er hier beschäftigt war, niedergeschlagene junge Birkenstämme zu Reisig zusammen zu hacken, knarrte der Thorweg, und eine Frauensperson, welche ein kleines Mädchen an der Hand führte, schritt über den Hof nach dem Hause. Arnold sah sie nur von der Rückseite und achtete weiter nicht auf dieselben. Es kamen oft Leute zum Pastor, so daß der Besuch einer einzelnen Frau ihm nicht auffallen konnte. Nach einer Viertelstunde hörte er die Stimme des Pastors im Hause. Sie klang weicher und theilnehmender als gewöhnlich, und Arnold kam es vor, als spreche sie Jemand Trost zu. Auch Schluchzen glaubte er dazwischen zu vernehmen.

Arnold nahm ein junges Stämmchen auf, hieb die dünnen Seitenäste ab und spaltete dann den stärkeren Theil des Stammes mit scharfen Beilhieben.

„Ueber das ewige Geflenne!“ sagte er mürrisch vor sich. „Wenn dem Weibsvolk nicht Alles nach dem Kopfe geht, wird gleich geflennt! Ich hab's mein Lebtage nicht leiden mögen. Wäre ich Pastor, schmiß' ich solche Heul-Lisen ganz fix aus dem Hause!“

Jetzt vernahm er das Schluchzen dicht hinter sich. Er kehrte sich um, das Beil auf den Block legend, und Eleonoren's große Augen blitzten ihn melancholisch an. Die arme Verlassene erkannte ihren früheren Geliebten sogleich trotz des greisen Haares und der schärferen Züge, welche Sorge, Furcht, Leidenschaft und unordentliches Leben demselben eingegraben hatten. Rasch entschlossen erfaßte sie die Hand des kleinen Mädchens und riß es mit sich zu dem Tagelöhner.

„Der ist Dein Vater, Ernestine!“ sprach sie fest und laut. „Sieh' Dir ihn an, daß Du ihn nicht wieder vergißt! Er will nichts von Dir wissen, darum hat Gott ihn gezeichnet. Wenn ich todt sein werde, such' ihn auf, und nenne ihn so lange Vater, bis er in sich geht und seine Sünden bekennt!“

Arnold erschrak, daß er zitterte. Er hätte die

Hand aufheben und Eleonore erwürgen mögen vor Wuth, daß sie jetzt, nach vollen sechs Jahren, die längst abgethane Geschichte noch einmal zur Sprache brachte, aber sein Arm war kraftlos, und das Kind, das ihn halb neugierig, halb scheu ansah, und allerdings eine merkwürdige Aehnlichkeit mit ihm in seinen feinen Zügen trug, nickte lächelnd und sagte: „guten Tag, Vater!“

Wie eine Erscheinung entschwanden dem Erschrockenen Mutter und Kind. Es vergingen Minuten, ehe Arnold wieder mit Sicherheit das Beil handhaben konnte. Einige Beruhigung gewährte es ihm, daß wenigstens der Pastor nicht Zeuge dieses störenden Zusammentreffens gewesen war. Auf das Geschwätz Eleonoren's gab er wenig, und Ernestine war ja noch ein Kind, in dessen Gedächtniß diese Scene schwerlich lange hängen blieb.

Eleonore hatte ihre Tochter in die Schule einschreiben lassen. Die Bemerkung des Pfarrers, daß Ernestine nur den Namen ihrer Mutter, nicht den des Mannes führen dürfe, welchen sie selbst als Vater angegeben, riß die vernarbte Wunde ihres Herzens von Neuem auf und führte zu jener heftigen Aufregung, die in einem Strom von Thränen einige Erleichterung fand. Die unerwartete Begegnung Arnold's, den sie bei ihrem Kommen nicht bemerkte,

wirkte so erschütternd auf die schon längst etwas tiefsinnig gewordene Mutter, daß sie von Stund an ein wunderliches Wesen annahm, allen Leuten auffiel und von Vielen für geistesirr gehalten wurde.

Tagelang ging sie einsam durch die Felder, bald leise singend, bald laut mit sich sprechend. Ward sie von Jemand angeredet, so gab sie nur selten eine zusammenhängende Antwort. Oefterer lachte sie laut auf, und ihre großen Augen, die noch immer für *schön gelten* konnten, funkelten in unheimlichem Feuer. Niemand konnte mehr zweifeln, daß es bei Eleonore, wie die Dorfbewohner zu sagen pflegten, nicht richtig im Kopfe sei.

Es war seltsam, daß Arnold jetzt der kleinen Ernestine häufig begegnete. Früher hatte er das Kind nie gesehen oder war es ihm vielleicht nur nicht aufgefallen? So oft er auf die Pfarre ging, traf er die allerliebste Kleine auf seinem Wege, und nie unterließ Ernestine, ihm zuzunicken und „guten Tag, Vater!“ zu sagen. Seinen Aerger über diesen Gruß des schuldlosen Kindes erstickte er in zahllosen „Himmelkreuzdonnerwettern“, das Kind aber konnte er damit nicht wieder von seinem Wege verbannen.

Auch der Pastor mußte wissen, was sich zugetragen hatte. Er sah ihn jetzt immer mit so selt-

samen Blicken an! Ein anderes Aussehen zeigte doch Arnold der zu Rathe gezogene Spiegel nicht. Wie also kam es, daß der Pastor jetzt anders war, als sonst? Fragen mochte er nicht, denn zu welchen Erörterungen konnte ein einziges Wort führen! Er schwieg also, arbeitete fleißig, um sich die Grillen zu vertreiben, und richtete es gern so ein, daß er erst in der Dämmerung, wenn man Vorübergehende nicht mehr gut erkennen konnte, auf Umwegen nach dem Armenhause, das er mit mehreren Anderen theilen mußte, zurückging.

Da Arnold häufig, obwohl gegen seinen Willen, sich einem unklaren Denken überließ, achtete er nicht immer genau auf die Stege, die er einschlug. Er kannte sie ja alle, und es kam wenig darauf an, ob er eine Viertelstunde früher oder später das Armenhaus betrat. Eine Wohnung, wo er sich gern aufhielt, war es ja ohnehin nicht. Da begegnete es ihm nun eines Abends in tiefer Dämmerung, daß er statt rechts zu gehen, in Gedanken den links abbiegenden Fußsteig einschlug. Er würde es kaum bemerkt haben, wäre das plätschernde Gemurmel des Mühlenbaches, der alsbald den Fußsteig bespülte, nicht hörbar geworden. Arnold blieb stehen und sah gerade vor sich hin. Sein Auge fiel auf das Häuschen, in welchem Eleonore

wohnte. Am liebsten wäre er umgekehrt, aber er konnte nicht. Eine unsichtbare Hand hielt ihn fest gebannt auf der Stelle, wo er stand, und seine Augen klammerten sich unverwandt auf die bräunliche Giebelwand, die, von Weinlaub umsponnen, ihm gerade gegenüber lag. Der tiefe, murmelnde Mühlenbach bildete allein die Gränze zwischen Haus und Steg. Mit offenem Auge betrachtete er eine Erscheinung, die ihm allein unter Tausenden sichtbar ward. Wie ein flatterndes breites Band, weißlich schillernd gleich mattem Mondenlicht, zitterte ein Schein, *welcher* menschliche Formen annahm, vom Bache her nach dem Häuschen, richtete sich hier empor und blickte durch das helle Schiebefenster, wo Arnold sonst den lieblichen Kopf Eleonoren's so oft gesehen und seine erste Bekanntschaft mit dem schönen Mädchen gemacht hatte. Geraume Zeit, wohl zehn Minuten lang, blieb dieser Schein dem Auge Arnold's sichtbar. Dann ward er blasser; er sank gleichsam in sich selbst zusammen, kräuselte sich wie ein Lichtstrudel im Grase unter dem Fenster, und rollte zurück nach dem Rande des Mühlenbaches, auf dessen flüsterndem Wellenspiel er zerrann.

Nun erst vermochte Arnold sich wieder zu regen. Alle Glieder bebten ihm, die Zähne schlugen zu-

sammen, als schüttele den starken Mann der heftigste Frost.

„Das war der Tod!“ sagte er jetzt dumpf vor sich hin, dem Häuschen den Rücken kehrend und den Weg zurückgehend. „Sie soll sterben und sie wird bald sterben. Der Schein blickt ja schon in ihre Kammer!“ *)

Er kam fiebernd im Armenhause an, konnte nichts genießen und war viel stiller, als gewöhnlich. Selbst die Tabakspfeife, die Abends sein treuester Freund war, blieb heute unberührt.

Tags darauf hatte Arnold den Schreck vom vorigen Abend zwar überwunden, er sah aber angegriffen aus und blieb einsylbig. Um die gewohnte Stunde nahm er Beil und Säge, und ging nach dem Pfarrhofe. Unfern der Schule begegnete ihm Ernestine, die ihm ihrer Gewohnheit nach zulächelte und ihn abermals mit dem Namen „Vater“ grüßte.

Arnold zürnte heute nicht bei diesem Gruße.

---

*) In einigen Gebirgsgegenden Mitteldeutschlands, wo die hier erzählte Geschichte spielt, die ihren Grundzügen nach auf wirklichen Erlebnissen beruht, herrscht noch jetzt der Glaube, daß es Menschen gebe, welche den Tod Anderer wie ihren eignen voraussehen können. Diejenigen, welche diese unheimliche Sehergabe besitzen, oder in deren Besitz zu sein wähnen, beschreiben ihr Gesicht in der hier angedeuteten Weise.

Er holte tief und unter bangen Herzbeklemmungen Athem und sah dem lieblichen Kinde lange Zeit nach.

Beim Frühstück kam der Pastor aus seiner Wohnung und bot dem Arbeiter guten Morgen. Arnold dankte freundlich und sagte dann bedächtig:

„Wir werden bald eine Leiche haben, die den Leuten wieder viel zu reden geben wird.“

„Wie das, Arnold?“

„Weil mir gestern Abend der Tod begegnet ist.“

„Seid nicht so abergläubisch, Arnold! Beichtet lieber und geht in Euch; dann werden Euch keine so thörichte Gesichte quälen.“

„Es ist aber doch, wie ich sage, Herr Pastor! Seit der bösen Nacht im Walde, die mich so alt gemacht, weiß ich, daß es Kräfte gibt, gegen die wir vergebens kämpfen. Drum gibt's eben alsbald eine Leiche!“

„Und wen, Ihr wunderlicher Mann, wen wollt Ihr denn so eigenmächtig in den Sarg legen?“

„Eine Frau, die keine Frau ist.“

„Eine Gefallene also!“

Arnold nickte.

„Ihr Name?“ forschte der Pastor ahnungsvoll weiter.

„Sie nennt sich Eleonore,“ sagte Arnold, mit

dem Hälmchen des Beiles, das er umgekehrt hatte, ein Kreuz vor sich in den Sand zeichnend. „Das arme Ding muß jung dran glauben.“

Er sah, während er diese Worte sprach, den Pastor nicht an, denn er fühlte, daß er dessen prüfenden Blick nicht werde ertragen können.

„Wird Euch nicht bange bei diesem Gedanken, Arnold?“ versetzte der Pastor. „Regt sich nichts in Euerm Herzen? Wacht kein Gedanke in Euch auf, der Euch verklagt? Reue ist keine Schande, Arnold! Wer bereut, wer seine Sünden bekennt, dem soll vergeben werden! Gedenkt der Vergangenheit, gedenkt, was Ihr erfahren habt.“

Arnold zeichnete unter das Kreuz einen Sarg, dem Pastor gab er keine Antwort.

„Habt Ihr mich verstanden, Arnold?“ fragte dieser nach kurzer Pause.

„Ja, Herr Pastor.“

„Und was habt Ihr darauf zu antworten?“

„Nichts, Herr Pastor.“

Der Pfarrer stand auf — er hatte dem Tagelöhner gegenüber auf einem Bund Reisig gesessen — ging einige Schritte, kehrte wieder um und sagte warnend:

„Denkt, daß auch Euch selbst eines Tages das Gesicht begegnen wird, das Ihr den Tod nennt,

Arnold! Den Reuigen wird er nicht überraschen, der Verstockte wird zitternd vor ihm zusammenbrechen!“

Ein Achselzucken war Arnold's einzige Antwort. Dann erhob auch er sich von seinem Sitze, kehrte das Beil um, verwischte die Spuren seiner Zeichnung mit dem Fuße und begann mit den Worten: „Ich danke, Herr Pastor, für gütige Belehrung,“ emsiger denn je zu arbeiten.

8.

Eine unerklärliche Unruhe trieb von jetzt an den geängsteten Arnold die meisten Tage in die Nähe von Eleonoren's Wohnung. Sein Wille sträubte sich dagegen, aber er ward regelmäßig von dem dunklen Drange überwältigt, der ihm mit unwiderstehlicher Gewalt andere Bahnen anwies. Und so oft er des Abends im Zwielicht der Dämmerung des kleinen Häuschens ansichtig ward, bewegte sich vor seinem erschrockenen Auge die flimmernde Lichtgestalt, die er selbst als den untrüglichen Boten des nahen Todes bezeichnete. Ein paar Abende hinter einander sah ihn Arnold im Vorübergehen innerhalb des Fensters stehen. Als er sich später noch einmal umkehrte, glitt der wunderliche Schimmer wie ein breites Band fliegender Sommerfäden über den Blumenbord des Baches in die murmelnde Welle.

Arnold fand in der Nacht nach diesem Gesicht nirgends Ruhe. Er mußte immer an Eleonore denken, und wenn er die Augen schloß, stand ihr Bild leibhaftig vor ihm. Er hatte sie seit jenem Zusammentreffen im Pfarrhofe nicht mehr gesehen; er wußte nicht, wie es ihr ging; ob sie von einer schmerzhaften Krankheit ergriffen worden sei oder sich nur in stillem Harm verzehre.

Geistig und körperlich ermattet stand er am Morgen wieder auf und verließ sogleich das ihm ohnehin nicht gemüthliche Haus. Er hoffte, die frische Morgenluft, die über das Gebirge herab durch den Wald strich, würde ihm wohlthun. Darum wandelte er einsam durch die Felder bis an den Waldsaum, von welchem man das lang gestreckte Dorf größtentheils überblicken konnte. Den Wald selbst betrat Arnold nicht, denn vor den Schauern desselben fühlte er Grauen.

Mit Absicht schlug er auf dem Rückwege die Richtung nach Eleonoren's Wohnung ein. Als er den Punkt erreichte, wo die Stege sich theilten, sah er schon von Weitem viele Menschen am Bachrande versammelt. Ihre Zahl mehrte sich und Alle schienen sich um einen Gegenstand zu drängen, der Jeden fesseln mußte. Neugierig und zaudernd näherte sich Arnold dem schauenden Trupp. Als Einige den

Kommenden bemerkten, machten diese die Uebrigen auf ihn aufmerksam. Alle kehrten sich dem Heranschreitenden zu und ließen wie durch Commando eine Gasse frei. Arnold blieb stehen.

„Immer heran!“ rief ihm Einer der Dreistesten zu. „Es geht Dich mit an, was hier vorgegangen ist! Wer weiß, ob wir nun nicht bald den allezeit lockern Gesellen sich in einen Betbruder verwandeln sehen!“

Arnold schritt schweigend und ohne Jemand zu grüßen durch die gaffende Menge. Hart am Bachufer, auf Blumen gebettet, lag die entseelte Eleonore. Wie sie geendet, zeigten ihre triefenden Kleider. Sie war offenbar ertrunken, nur war man nicht einig, ob die Beklagenswerthe zufällig in den Bach gefallen sein mochte, oder ob sie sich absichtlich und aus freiem Entschluß hineingestürzt hatte. Spuren, welche die erste Annahme hätten bestätigen können, fehlten, dagegen sprachen mancherlei Andeutungen für die zweite Vermuthung. Man hatte das Fenster ihrer Kammer offen gefunden, mithin war Eleonore aus dem Fenster gestiegen. Es mußte dies erst gegen Morgen geschehen sein, denn die Fußstapfen im thauigen Grase konnte man noch jetzt deutlich erkennen. Diese Fußstapfen führten bis an den Bachrand. Höchst wahrscheinlich hatte sie

ein beherzter Sprung, kein unerwarteter Fall, in der Welle begraben. Zwanzig bis dreißig Schritt war die Arme fortgespült worden und dann in den verschlungenen Wurzeln eines alten Erlenbaumes hängen geblieben. Der heimkehrende Wächter hatte sie hier entdeckt und sie herausgezogen. Jetzt lag sie unter dem Baume, dessen Blättergeflüster im Morgenwinde ihr Frieden zufächelte.

Die Augen Aller waren auf Arnold gerichtet, wie er jetzt die Todte eine Zeit lang mit fest geschlossener Lippe betrachtete, dann sich zu ihr niederbeugte, einen Angenblick lang die schon erstarrte Rechte derselben faßte und aufhob, und sie wieder sanft zurücklegte auf ihr Herz. Er sprach kein Wort, aber innerlich erschüttert war er doch. Das sahen die Umstehenden ihm an, als er sich umwendete und ihnen sein Antlitz zeigte. Dies Antlitz hatte einen ganz andern Ausdruck. Es glich mehr dem eines Todten als eines Lebenden. Auch die Augen waren verwandelt. Sie sahen nach Innen, als hätten sie hier die geheimsten Winkel und Falten des Herzens zu durchspähen. Glanzlos, wie die eines Blinden, machten sie auf Jeden einen erschreckenden Eindruck.

Arnold vergoß keine Thräne. Festen Schrittes, wie er gekommen war, ging er auch von dannen.

Als er den Pfarrhof betrat, kam ihm der Pastor schon entgegen. Ihn begleitete ein Gerichtsschöffe, der Anzeige von dem traurigen Vorfalle gemacht hatte.

„Es ist gekommen, wie ich sagte, Herr Pastor,“ sprach Arnold ruhig, die Jacke ausziehend und sie an einen Pflock in der Wand des Bretterschuppens hängend, in dessen Schatten er arbeitete. „Gestern Abend schon sah ich's, daß sie den heutigen Tag nicht mehr überleben würde.“

„Ihr habt sie gesehen, Arnold?“

„Ich kam an dem Hause vorüber.“

„Und sagt Euch ihr Tod nichts?“

„Ja Herr: daß wir Alle sterblich sind.“

Der Pastor konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. Er folgte aber, da jetzt nicht Zeit zum Disputiren war, dem vorausschreitenden Schöffen, um bei der Aufnahme der Ertrunkenen zugegen zu sein.

Obwohl Alles darauf hindeutete, daß Eleonore sich selbst das Leben genommen habe, machten sich doch auch bei den Gerichtspersonen Zweifel darüber bemerkbar. Es war Niemand ein Geheimniß, wie trübsinnig und schwermüthig die arme Verlassene schon seit Wochen gewesen sei. Man hatte sie fast immer allein, mit sich selbst redend, oft lebhaft ge-

sticulirend gesehen. Unter Menschen kam sie nie, nur ihrem Töchterchen ging sie zuweilen, um die Zeit, wo die Schule geschlossen wurde, entgegen. Ueberhaupt liebte sie das Kind zärtlich und war immer um dasselbe besorgt. Zuletzt zeigte Eleonore momentan Anfälle von heftiger Aufregung. In solchen Momenten achtete sie auf nichts, und scheute keine Gefahr. Sie war wiederholt gefährliche Wege gegangen, ja, sie schien sogar einen Gefallen daran zu finden. Namentlich mochte sie gern des Nachts umherwandern, vielleicht weil dann kein Mensch sie störte oder durch neugierig forschende Blicke beunruhigte. Diese Liebhaberei des offenbar seelenkranken Weibes veranlaßte die alte Pathe, die Hausthür des Nachts zu verschließen und den Schlüssel vor Eleonoren zu verbergen. Daß die Leidende mit dieser Vorsichtsmaßregel nicht einverstanden war, bewies ihr unruhiges Wesen in den letzten Nächten, das selbst in Scheltworten gegen die besorgliche alte Frau sich Luft machte. Man nahm daher an, daß Eleonore, von innerer Unruhe getrieben, aus dem Fenster gesprungen, im Gefühl der wiedergewonnenen Freiheit achtungslos durch den Garten und über das Wiesenland gelaufen, und so durch Zufall in den stark strömenden Mühlenbach gestürzt sei.

Gegen diese Erklärung von Eleonoren's plötzlichem Tode ließ sich wenig einwenden. Man setzte voraus, ihr Ende könne nicht anders herbeigeführt worden sein, und so ward ihr denn ein ehrliches Begräbniß zu Theil.

Obwohl Eleonore als arme Waise gar keine Verwandte hatte, fand sich zu ihrer Beerdigung doch eine Leichenbegleitung, wie man sie kaum bei den Reichsten so zahlreich beobachtete. Nur Arnold vermißte man unter denen, welche dem Sarge folgten. Und doch trug der ehemalige Verlobte Eleonoren's schweres Leid. Er hatte sich schon früh in die Kirche geschlichen, und hier einen der verstecktesten Stände aufgesucht. Von diesem Stande aus hörte er den Grabgesang, den Segen des Pastors und das Gemurmel des zahlreichen Leichengefolges. Hier hörte er auch die Rede an, welche der Pastor der Vollendeten hielt. Erst nach der kirchlichen Feierlichkeit entdeckten ihn Einzelne, und diese Entdeckung stimmte die ganze Gemeinde etwas milder gegen den Mann, den man allgemein für den Urheber des kummervollen Daseins hielt, das die nunmehr Beerdigte Jahre lang führte.

9.

Ernestine, die vater- und mutterlose Waise, ward nach Eleonoren's Tode einem Vormunde übergeben. Man wählte den anerkannt bravsten Mann des Ortes dazu. Außerdem nahmen auch Andere Theil an dem aufgeweckten Kinde, das in der Schule die erfreulichsten Fortschritte machte. Nur von Arnold hörte Niemand der kleinen Waise, die ihn noch oft Vater nannte, obwohl der Pastor Ernestine dies wiederholt untersagt hatte, gedenken.

Indeß ging der Tod Eleonoren's nicht spurlos an dem verschlossenen Manne vorüber. Er ward von Tage zu Tage einsylbiger, magerte sichtlich ab und alterte auffallend. Wiederum hörte man die Leute im Dorfe sagen: „den hat Gott gezeichnet!“ und hatten die Meisten sich schon längst nicht mehr um den Verarmten bekümmert, so zogen jetzt auch diejenigen sich von ihm zurück, die auf gleicher Stufe

mit ihm standen und unter demselben Dache mit ihm leben mußten.

Dazu lächelte Arnold. Er wußte recht wohl, daß weder Bitten noch Schimpfen die Menschen zu einem anderen Betragen gegen ihn veranlassen würden, darum ließ er es ruhig über sich ergehen. Da er selten zu Hause war, störte es ihn wenig. Der Pastor war ein vernünftiger Mann, der Niemand alte Fehler oder Vergehen nachtrug. Im Pfarrhofe fühlte sich deshalb Arnold am wohlsten, und er richtete es gern so ein, daß ihm auch Sonn- und Festtags irgend etwas daselbst zu thun oblag, um nicht im Armenhause zwischen den Andern sitzen und ihre Stichelreden oder gar beleidigend herausfordernde Bemerkungen mit anhören zu müssen.

Auffallen aber mußte Jedem die ganz merkwürdige Verwandlung Arnold's. Obwohl er anscheinend kräftig blieb, auch gegen Niemand ein Wort der Klage laut werden ließ, verfiel er doch immer mehr. Seine Gesichtszüge wurden schlaff und nahmen jene Falten an, die nur bei sehr alten Personen vorzukommen pflegen. Er ward nicht blos mager, er vertrocknete gewissermaßen, und glich nach Verlauf eines Jahres mehr einem mit Haut überzogenen Gerippe, als einem Menschen.

Dieses Verfallen seiner Gestalt veranlaßte Ar-

nold endlich auch, seine Tagelöhnerstelle auf dem Pfarrhofe aufzugeben. Er wollte nicht „zum Gespötte der Leute“ auf der Straße herumlaufen. Erwachsene ließen ihn freilich gehen, die liebe Jugend aber rieb sich an ihm, nannte ihn das wandelnde Gerippe oder wohl gar den Tod. Er blieb deshalb still daheim, vertrieb sich die Zeit mit Klammernschnitzen und andern Holzarbeiten, die er leicht verwerthen konnte, und machte sich auf solche Weise der Welt nützlich. Die meisten Wochen besuchte ihn hier der Pastor. Dieser gab noch immer die Hoffnung nicht auf, der von so vielen Schlägen getroffene Mann werde vor seinem Tode in sich gehen und ihm ein offenes Bekenntniß seiner Schuld ablegen.

Arnold jedoch war andern Sinnes. Er unterhielt sich gern mit dem Pastor, und fast jeder längere Besuch desselben verwickelte ihn in religiöse Gespräche. Bei solchen Unterhaltungen zeigte sich der halb Verdorrte ganz unbefangen. Er sprach heiter und lebendig, und stellte dem Pfarrer nicht selten Fragen, die nicht leicht befriedigend zu beantworten waren. Von einem etwaigen Fehl oder gar von einer schweren Sünde war nie die Rede. Arnold sprach es sogar mehrmals ganz bestimmt aus, der Tod werde ihn niemals erschrecken. Er habe sich lange schon mit ihm vertraut gemacht, und wenn er

sich dereinst melde, so werde er ihn als den Erlediger aller Qualen und Leiden recht freudig begrüßen.

In der That ward der Pastor fast irre an sich selbst und den Menschen, als wenige Tage nach der zuletzt erwähnten Aeußerung ihm Arnold mit den Worten entgegen trat:

„Nun, Herr Pastor, bin ich nicht mehr weit vom Ziele. Gestern hat sich zum ersten Male der Altgeselle bei mir gemeldet, der allmächtige Klappermann, der mich schon so lange lieb gehabt."

Der Pastor sah den heiter Sprechenden ungläubig fragend an.

„Es ist, wie ich sage, Herr Pastor," fuhr Arnold fort. „Es geht zu Ende mit mir, was ich ordentlich wünsche — denn mir ward das Leben die letzte Zeit her recht lästig. Der gute Freund, der Keinen im Stiche läßt, hat mir zugewinkt."

„Ihr wollt also wieder Euer Gesicht bemerkt haben?"

„Es ist so, Herr Pastor!" betheuerte Arnold.

„Wenn Ihr nun wirklich davon überzeugt seid, bangt Euch denn nicht?"

„Wovor sollte mir bangen? Vor der Erde, in die man mich betten wird, wie Tausende vor mir? Oder vor jenem andern Leben?"

„Vor der Ewigkeit und was uns davon verheißen ist!“

Arnold blickte eine Weile, wie er immer that, wenn ein Anderer ihm scharf in's Auge sah, zu Boden; dann sagte er:

„Freilich, Herr Pastor, wenn man's recht bedenkt, kann's Einem bänglich werden vor dem Drüben. Es hat's noch Keiner beschrieben, und wie's dort zugeht, weiß auch Keiner. In der Schrift steht Mancherlei darüber zu lesen, was ich auch immer absonderlich gern gelesen habe. Dennoch —“

„Dennoch —?“

„Müssen wir's zuletzt doch wohl abwarten, Herr Pastor,“ schloß Arnold seine Bemerkungen. „Die ewigen Höllenstrafen fürchte ich nicht; sie wollten mir niemals gut in den Sinn; denn es steht ja auch geschrieben, der Herr sei allgütig und allbarmherzig. Er kann mich strafen, wie ich es gewiß verdient habe, ganz und für ewig in die Hölle verweisen wird er mich doch wohl nicht.“

Es schien dem Pastor, als hätte Arnold die letzten Worte in etwas spöttischem Tone gesprochen. Er brach deshalb das Gespräch für diesmal ab und nahm mit dem Versprechen von ihm Abschied, daß er schon nach einigen Tagen seinen Besuch wiederholen werde.

Inzwischen verschlimmerte sich Arnold's Zustand. Er war nicht mehr zu bewegen, das Zimmer, in welchem er gemeinschaftlich mit Andern leben mußte, zu verlassen. Obgleich ihm Niemand ansah, daß er gefährlich krank war, beharrte er doch auf seiner Meinung. Resignirt wiederholte er jedem Zweifelnden, es gehe mit ihm zu Ende. Die ihm eigenthümliche Erscheinung, nach welcher er den Tod sehen wollte, nähere sich ihm Schritt für Schritt. Eine Berührung und gleichsam Verschmelzung des flimmernden Scheins mit seinem Körper würde ihn der Erde entrücken.

Diese Ansicht verfocht Arnold auch gegen den Pastor. Ihn zu widerlegen war schwer, weil der Leidende eine Anzahl Beispiele für sich hatte. Deshalb kam es auch dem Pfarrer nicht in den Sinn, den Aberglauben Arnold's bekämpfen zu wollen. Als Seelsorger aber lag ihm Alles daran, den früheren Frevler zu einem reuigen Geständniß zu bewegen. Aber auch dies gelang dem wohlgesinnten Manne nicht. Arnold wich vorsichtig jedem Gespräche aus, das auf dieses Thema hinsteuerte, und der Pastor mußte bald seinen Plan aufgeben, da der Mann, dem seine Besuche galten, in keiner Weise Furcht vor der ihm nahe bevorstehenden Auflösung zeigte.

„Nun habe ich gerade noch vier und zwanzig

Stunden und vielleicht ein paar Minuten darüber zu leben, um mit der Welt abzuschließen." Mit diesen Worten begrüßte Arnold den abermals bei ihm eintretenden Pastor.

„Dann wollt Ihr Euch gewiß mit Gott versöhnen," erwiderte dieser, einen sanft fragenden Blick auf den zum Skelett abgemagerten Mann heftend, den er heute im Bette antraf.

„Das will ich auch," sagte Arnold fest. „Wenn Sie nicht von selber gekommen wären, Herr Pastor, so hätte ich Sie rufen lassen. Sie sind mein einziger wirklicher Freund gewesen. Dafür möge Gott Sie und die Ihrigen segnen! Alle Andern, auf die ich doch etwas Rechtes hielt, wandten sich von mir, als das Unglück mich heimsuchte. Es ist das so der Welt Lauf, und es muß auch wohl gut sein. Ich war ein lockerer Geselle, das will ich nicht bestreiten, und ich hab' oft nicht recht gehandelt, gar so bodenlos schlecht aber, wie gewisse Leute mich machten, bin ich nicht gewesen. Das kann ich Ihnen zu —"

Plötzlich stockte der lebhaft Sprechende. Seine Augen vergrößerten sich und glühten wie Kohlen in dem fahlen, eingefallenen Todtengesicht. Er holte tief und beklommen Athem. Die knöcherne Hand erhebend, deutete er nach dem Fußende seines Lagers.

„Da legt er sich zu mir herüber," fuhr er nur

lallend fort. „Ich fühle wie sein kalter Athem mich berührt. Die Lebenswärme verläßt meine Glieder. Erfüllen Sie mir eine letzte Bitte, Herr Pastor!“

„Gern. Was wünscht Ihr, Arnold?“

„Ich will thun, was Sie mir vorhin schon vorschlugen. Ich will mich, nun ich der Welt entsage, mit Gott versöhnen.“

„Ihr begehrt zu beichten?“

Arnold bejahte mit stummem Wink.

Der Pastor drückte ihm gerührt die Hand.

„Gott segne Euch ob dieses Entschlusses!“ sagte er aufstehend. „Geht still mit Euch zu Rathe, Arnold, sammelt Eure Gedanken, verhehlt Euch nichts, und seid offen gegen den Allbarmherzigen! In einer Stunde bin ich wieder bei Euch.“

Alsbald waren die umwohnenden Nachbarn von Arnold's Lage unterrichtet. Die Sehergabe des seit Jahren vereinsamten Mannes hatte längst schon Glauben bei den Dorfbewohnern gefunden. Es zweifelte daher Niemand an dem zu erwartenden Tode dessen, der ihn Andern so oft vorhergesagt und sich jetzt selbst als eine Beute desselben bezeichnete. Desto neugieriger waren sie auf Arnold's letzte Augenblicke. Die Kunde, er habe selbst den Wunsch, beichten zu wollen, geäußert, vermehrte noch die Spannung derer, die ihn genau kannten und in den letzten Mon-

den häufig mit ihm zusammengekommen waren; denn von dem Verdachte, daß er falsch geschworen habe, hatte sich Arnold der Welt gegenüber weder jemals zu reinigen versucht noch auch reinigen können. Und dieser Mann, dessen Seele höchst wahrscheinlich mit einem Meineide belastet war, wollte jetzt zum letzten Male in seinem Leben beichten!

Auf dem Lande mischt sich allen feierlichen Handlungen eine Dosis Aberglauben bei, der bald diese, bald jene Form annimmt. Wird ein neugeborenes Kind getauft, so ist gar Mancherlei dabei zu beobachten, soll die Taufhandlung selbst dem Kinde zum Segen gereichen und sein körperliches Gedeihen befördern. Bei Trauungen muß Aehnliches beobachtet werden, und selbst die Bestattung Verstorbener erfordert die Beobachtung vieler Vorschriften, welche der Aberglaube dictirt und denen die große Menge des Volkes sich ohne Weiteres unterwirft.

Für eine der wichtigsten Handlungen gilt bei Landbewohnern namentlich die Darreichung des Abendmahles auf dem Krankenlager, gewöhnlich „die Abspeisung“ genannt. Bei dieser feierlichen Handlung wird dem Volksglauben zufolge der fungirende Geistliche zum Seher. Daher kommt es, daß sich zu jeder „Abspeisung“ alle Nachbarn des Kranken, der sie begehrt, ungeladen einfinden. Keiner wird

abgewiesen, denn man erblickt in dem freiwilligen Erscheinen eines Jeden christliche Theilnahme. Kann das Zimmer die Zahl der Kommenden nicht fassen, so öffnet man die Thür, damit auch der Vorplatz benutzt werden möge.

Bisweilen geschieht es, daß ein schwer Erkrankter, dessen Auflösung Alle erwarteten, nach genossenem Abendmahle sich bessert und vollkommen geneset. Dies gibt den nächsten Verwandten schwer kranker Personen auf dem Lande Veranlassung, diese zu bewegen, möglichst bald den Geistlichen behufs der „Abspeisung“ rufen zu lassen. Man glaubt nämlich, der Geistliche könne in dem Augenblicke, wo er dem Kranken den Kelch reiche, sehen, ob dieser dem Tode bereits verfallen sei oder noch leben werde. Es mögen daher die Fälle selten sein, wo man den scheidenden Geistlichen nach vollzogener heiliger Handlung nicht mit darauf bezüglichen Fragen bestürmt.

Unkirchliche, welche im Gefühl ihrer Körperschwäche kurz vor dem Tode der Kirche sich wieder zuwenden, und mehr noch Verrufene, eines großen Vergehens Verdächtige sind selbstverständlich noch weit mehr ein Gegenstand nachbarlicher Neugier, als Solche, die schlicht und recht still für sich hinlebten, ohne irgend Jemand mit Worten oder Thaten zu nahe zu treten.

Ein Vergehen, das leider nur zu häufig vorkommt, weil es selten entdeckt und daher auch selten bestraft wird, ist der Meineid. Landbewohner indeß, die mehr nach alter Sitte leben, erblicken in ihm eine Todsünde. Darum mögen sie nicht gern mit Menschen umgehen, deren Vergangenheit eine Handlung aufweiset, die zu einem Eide führte, dessen Rechtmäßigkeit man bezweifelt. Der bloße Verdacht schon gestaltet sich hier gern zur Anklage, und weil diese eine allgemeine ist, bleiben selten die nachtheiligsten Wirkungen aus. Ein Mann, welcher in dem Rufe steht, falsch geschworen zu haben, wird nur in äußerst seltenen Fällen seine bürgerliche Stellung ungefährdet behaupten können. Die Meisten kommen zurück, verarmen und gehen zuletzt unter. Dann heißt es: sie sind gezeichnet.

Arnold war ein solcher Gezeichneter. Es gab vielleicht nicht einen Bewohner seines Geburtsortes, der ihn nicht für einen Meineidigen hielt. Eleonoren's trübseliges Leben, ihr Zeugniß, ihr räthselhafter Tod, endlich Ernestinen's auffallende Aehnlichkeit mit Arnold, der das arme vater- und mutterlose Kind hartnäckig verläugnete, ziehen ihn laut des falschen Schwures. Gott oder die Welt hatte ihn, wenn er schuldig war, schon im Leben hinlänglich für sein Vergehen bestraft. Nur konnte die Menge

nicht begreifen, wie er unter so vielen schweren Schicksalsschlägen doch immer ruhig zu bleiben vermochte. Gerade aufgerichtet und oft sogar stolz, als sei er die Unschuld selbst, ging Arnold umher, Niemand schmeichelnd, Niemand mit Bitten belästigend. Zeichen der Reue hatte Keiner jemals an ihm bemerkt.

Und dieser Mann, der inzwischen ein Seher geworden, dessen Prophetengabe man fürchtete, ohne sie hinwegläugnen zu können, dieser Mann begehrte jetzt, wo er schon die Eiseskälte des neben ihm stehenden Todes, wie er selbst sagte, an seinem Herzen fühlte, anscheinend ruhig und reuelos das Abendmahl zu genießen!

Es konnte nicht fehlen, daß der letzten Beichte eines so schlecht Beleumundeten möglichst Viele als Zeugen beiwohnen mochten.

Arnold verharrte ruhig auf seinem Lager und grüßte jeden neu Eintretenden mit harmloser Miene. Er mußte sich offenbar anstrengen, um die Schwäche zu verbergen, die bereits Besitz von seinem Körper genommen hatte. Sein Aussehen war matt, hinfällig. Hätte er die Augen geschlossen und sich nicht geregt, so würde ihn Jeder für todt gehalten haben. Die schärfsten Beobachter nur bemerkten eine unverkennbare Unruhe an ihm, die indeß Folge der Sehn-

sucht sein konnte, mit welcher Arnold im Gefühle seiner Schwäche die Rückkehr des Pastors erwartete. Er trocknete sich oft den kalten Schweiß von der Stirn, der in großen Tropfen immer von Neuem aus der farblosen Haut hervordrang.

Endlich erschien der Erwartete mit dem ihn begleitenden Küster. Das Zimmer des Armenhauses, dessen Bewohner alle zugegen waren, stand dicht voll lauschender Nachbarn.

Ohne sichtbare Zeichen innerer Bewegung hörte Arnold die ermahnenden Worte des Seelsorgers an. Es kam eine Stelle darin vor, die mild, aber doch vollkommen verständlich des Ereignisses gedachte, das eine so traurige Wendung im Leben des Beichtenden hervorgerufen. Arnold verzog keine Miene, regungslos, wie eine Statue, saß er auf seinem Lager, beide Augen auf den Boden heftend. Die Beichte sprach er dem Geistlichen mit fester Stimme nach. Er schien in jeder Beziehung gefaßt. Die Ewigkeit, deren dunkle Pforten sich schon vor ihm öffneten, konnte nichts Schreckhaftes für ihn haben. Erst, als der Pastor ihn absolvirte, erhob er sein geisterbleiches Antlitz und sah sich matt im Kreise um. Mehr als ein scharfes Augenpaar war forschend auf ihn gerichtet, Alle aber schwiegen. Es herrschte eine Stille im Zimmer, daß man den Fall einer weichen Feder gehört haben würde.

Nun empfing Arnold das Brod. Er genoß es ruhig, gebeugten Hauptes.

Jetzt streckte der Pastor die Hand nach dem blinkenden silbernen Kelche aus. Arnold holte tief Athem und legte die Rechte auf sein Herz. Sein Auge traf den Kelch, dessen heller Glanz so eben noch sein Antlitz wiedergespiegelt hatte. Ein matter Dunst machte in diesem Augenblick die vergoldete innere Höhlung desselben erblinden. Arnold zitterte. Beide Hände erhebend, schlug er sie krampfhaft über seinem weißen Haupte zusammen, daß sie wie Knochen klapperten, die Augen traten aus ihren Höhlen, in seinen Zügen malte sich das grauenhafteste Entsetzen.

„O Gott, der Kelch läuft an!“ wimmerte Arnold, stier auf die ganz erblindete Höhlung blickend. „Ja — ja — ich habe falsch geschworen!“

Es dauerte einige Zeit, ehe der völlig Zerknirschte sich unter dem tröstenden Zuspruch des Pfarrers wieder erholte und den Wein empfangen konnte. Die zahlreichen Zeugen dieser Selbstanklage, die Mancher vermuthet hatte, schlichen geräuschlos von dannen. Bald waren nur Pastor und Küster noch allein bei dem Kranken, der immer schwächer ward und, den letzten Rest seiner Kräfte zusammenraffend, den Geistlichen ersuchte, Ernestine seinen Namen zu geben.

Als die Sonne über den Waldbergen zur Rüste ging, umarmte den Reuigen der Tod. Das Anlaufen des Kelches, das dem Volksglauben zufolge einen verstockten Verbrecher der Sünde zeiht, hatte den so lange Jahre halsstarrig Gebliebenen zum Bekenntnisse gebracht.

Man begrub ihn wenige Tage später neben Eleonore. Ernestine aber fand im Hause des Pastors Aufnahme und liebevolle Pflege.

II.

Cristallina.

Mährchennovelle.



Stefano war arm, aber fleißig und sehr genügsam. Ein Glas Limonade und eine Portion brauner Maccaroni konnten ihn glücklich machen, wenn er nach Sonnenuntergang in seinem kleinen Nachen heimkehrte. Er hatte Niemand in der ganzen Welt, dem er angehörte. Seinen Vater, einen armen Fischer, hatte er gar nicht gekannt, seine Mutter war vor ein paar Jahren gestorben. Einige Verwandte, arm wie er selbst, wohnten weit entfernt auf der großen Insel Sicilien, die er nur dem Namen nach kannte. Trotz dieser Verlassenheit war Stefano glücklich, denn er fühlte sich stets gesund, schlief gut auf seinem harten Lager, hatte, wenn er seinen Nachen bestieg, fast immer guten Segelwind, und sein freilich nur spärlicher Verdienst reichte gerade hin, um seine geringen Bedürfnisse befriedigen zu helfen. Bisweilen lief über seine gewöhnlich heitere Stirn wohl ein dunkles Wölkchen, wenn

er ernsthaft an die Zukunft dachte. Diese Zukunft lag gar so finster vor ihm, so kalt und neblig, wie man ihm die fernen Länder des Nordens geschildert hatte, aus denen häufig recht düster und freudlos aussehende Menschen sein herrliches Heimathland, die ewig von seidenweichen Lüften umfächelte Insel Capri besuchten. In solchen vorübergehenden trüben Augenblicken wünschte sich der junge, kräftige Mann wohl irgend ein großes Glück, das ihm dazu verhelfen möchte, sich eine Zukunft zu gründen. Dieses heitere Zukunftsbild stand dann vor seinem geistigen Auge in der Gestalt eines kleinen freundlichen Hauses auf Anacapri, umhegt von weinumsponnenem Gärtchen, mit freier Aussicht auf die dunkelblaue schimmernde Meerfluth, auf das ferne, am violetten Strande Italiens geisterhaft bleich aufsteigende Neapel, und auf den schönsten Berg der Welt, den ewig rauchenden Vesuv.

Stefano war Korallenfischer, ein Geschäft, das seinen Mann nicht immer gut nährt, da es mit vielen Mühen, großer Anstrengung und nur selten mit diesem entsprechendem Lohne verknüpft ist. Dennoch gehörte Stefano zu den glücklichen unter seinen Gefährten, die ihn deshalb auch häufig beneideten.

Gewandt in der Führung des Ruders wie in Handhabung der Segel, glitt Stefano's Kahn mit

der Schnelligkeit einer Möve über die purpurschäumenden Wogen, wenn eine frische Brise sie bewegte. Dann konnte kein anderer Nachen ihm folgen, weshalb denn Stefano immer früher das Riff erreichte, wo die kundigen Fischer die Schätze des Meeres aus der geheimnißvoll schimmernden Tiefe emporholten.

Hatte Stefano sich müde gearbeitet, und die heiße Mittagssonne brannte mit versengender Gluth auf Erde und Meer herab, so pflegte er seinen schadhaften Mantel um den Kopf zu schlagen, sich auf den Rücken flach niederzulegen im Kahn und geraume Zeit auszuruhen, entweder wirklich einschlummernd, oder durch die halb geschlossenen Lider die wunderbar leuchtende Pracht des in unendlicher Tiefe sich über ihm ausspannenden Himmels zu bewundern, der so oft seine Farbe änderte, immer aber glänzend, voll Licht war, und von Zauber erfüllt schien. Zuweilen, wenn ein sanfter Wind die Meeresfläche leicht kräuselte und der Kahn in abgemessenen Schwingungen auf der Woge gleich einer Wiege hin- und herschaukelte, lehnte sich der junge Fischer auch wohl über den niedrigen Bord, und sah mit seinen großen schwarzen Augen hinunter in die Tiefe.

In solchen Stunden ward ihm denn oft recht

sonderbar zu Muthe. Während es ganz still war rund um ihn, während nur der Wind leicht raschelnd mit der zusammengerefften Leinwand des Segels spielte, und dann und wann purpurrothen Flammen gleich die Möven durch die blaue Luft niederschossen, rollte unter ihm in rastlosem Strome die klare, stille, blaugrüne Fluth. Er sah viele Klafter tief hinab in die krystallene Welt unter sich, die ihre glänzend weißen Gürtel um die Borde der dunkeln Erde schlingt, und oft dünkte ihn, dies durchsichtige Wasserreich müsse ungleich herrlicher zu bewohnen sein, als die Erde mit ihrem Lärm, ihren vielen einander verfolgenden Menschen, mit ihren Sorgen, Leiden und Schrecken. Wie friedlich glitten die verschiedenartigsten Fische in diesem ewig rollenden, von den wunderbarsten Lichtern durchschimmerten krystallenen Reiche neben einander dahin! Und dazwischen aus unergründlicher Tiefe, die sich in purpurfarbene Nacht verlor, wuchsen die sonderbar gestalteten unterseeischen Pflanzen empor, und berührten beinahe die sonnige Fläche der Wogen. Alle diese Pflanzen, Gräser, Bäume bewegten sich, wie die Bäume und Gesträuche der Erde, wenn der Wind durch ihre Zweige rauscht. Nur war die Bewegung der Meerbäume eine andere. Sie wurden nicht geschüttelt von einer fremden, auf sie einwirkenden Macht, sondern sie schienen von

einer in ihnen treibenden Kraft in Bewegung gesetzt zu werden, weshalb denn Stefano glaubte, es müsse diesen so wunderbar aussehenden Seegewächsen ein eigenthümliches Leben inwohnen.

Er hatte wohl von alten Fischern gehört, daß man vermeiden müsse, gewissen geheimnißreichen Pflanzen des Meeres zu nahe zu kommen. Mancher, der nicht darauf geachtet, war von ihnen festgehalten und zugleich mit seinem Nachen in die rauschende Tiefe hinabgezogen worden. Dieser Erzählungen gedachte Stefano jedesmal, wenn er die Geäste des Tanges still sich regen und strecken sah, oder wenn Gesträuch mit sonderbar geformten fingerartigen Blättern in dem rollenden Wasser tastend umhergriff, wie ein hundertarmiger blinder Riese, der einen verlorenen Gegenstand sucht.

Häufig flößten auch die Korallenriffe, deren Benagung ihm doch seinen täglichen Unterhalt gewährte, dem nachdenkenden, in träumerisches Sehnen verlorenen Stefano eine Art Furcht ein. Diese entblätterten Wälder eines versteinerten Meergewächses, auf steinigen Klippen wachsend, sahen ihn mit gar seltsamen Augen an. Bald mußte er sie für ein Geflecht von Adern halten, in denen das Blut erstarrt war, dann glichen sie wieder seltsam gestalteten Thieren, die vielleicht ein unterseeisches Straf-

gericht wegen begangener Missethaten plötzlich ereilt hatte, und die seitdem verdammt waren, in der Tiefe zu hocken, bis irgend ein Wunder sie erlöse. Bisweilen aber glaubte Stefano auch menschliche Formen unter den Korallen zu entdecken. So oft solche ihm zu Gesicht kamen, ward ihm weh zu Muthe. Er vermochte dann nicht mehr zu arbeiten, denn ein geheimer Zauber, eine unsichtbare Gewalt hielt seine Hand, und vor den Augen schwirrten und zuckten wunderbar farbige Lichter, während die Wogen brodelten und die Bewohner des Meeres in wüstem Taumel durch das tausendästige Gezweig der Korallenbänke stürzten, diese den Grund der Klippe suchend, jene auf dem starren, blätterlosen Geäst selbst sich niederlassend.

Stefano hatte mit Vorbedacht vermieden, diese Stellen im Meere häufig zu besuchen, immer jedoch konnte er sie nicht fliehen, er hätte denn seinen Verdienst schmälern müssen. Eines Tages war der junge Fischer mit dem Ertrage seiner angestrengten Bemühungen sehr wenig zufrieden. Die meisten Korallenäste erwiesen sich als taub, zu weiterer Verarbeitung untauglich. Stefano sah sich genöthigt, sie wieder ins Meer zu werfen. Er that es, obwohl ungern und recht mißmuthig. Dann hißte er sein Segel auf, steuerte mehr südwärts das Riff

entlang und kam solchergestalt in diejenige Gegend des Meeres, die er selten besuchte, obwohl daselbst dem geschickten und unternehmenden Korallenfischer eine ungleich bessere Ausbeute als anderwärts beschieden war.

Mehrere seiner Landsleute, die es ihm weder an Geschick noch Keckheit zuvorthaten, waren bei seiner Ankunft eben im Begriff abzusegeln. Sie hatten einen ungemein ergiebigen Fang gemacht, was Stefano auch ohne ihre prahlenden Versicherungen an der Masse feiner Korallenäste bemerken konnte, die aufgeschichtet in ihren Fahrzeugen lagen. Sie unterließen nicht, den jungen Fischer zu necken, lichteten die Anker und steuerten Capri zu, das jetzt bei niedersinkender Sonne wie ein aus Rosenblättern duftig erbautes Eiland auf der völlig stillen, azurblauen Meerfluth schwamm.

Stefano's Barke glitt, von der Bewegung des Meeres unmerklich getrieben, langsam an dem verborgenen Riffe fort. Die Sonne sank tiefer und übertünchte bereits die gebirgige Küste des nahen Festlandes mit gesättigteren Farben. Durchsichtig wie Chrysopras rollte das Meer unter dem kleinen Fahrzeuge dahin, und jemehr die Sonne sich dem Untergange näherte, desto leichter wurden die grünen Wogen, desto deutlicher konnte man die in der

Tiefe ruhenden Schätze, die Pflanzen, die Seethiere, die Polypen erkennen.

Der junge Fischer sah unverwandt in diese wunderbar lockende Welt hinab und musterte mit Kennerblicken die Korallengebilde, deren hochrothes Geäst aus dem grünen Gewässer gleich gefrorenen Flammen heraufleuchtete. Da ward plötzlich sein Blick von einem bisher nie gesehenen Gebilde gefesselt. Er ließ den Anker fallen, daß er sich festhakte im Riff, bog sich weit über Bord und starrte hinab in die glänzende Fluth und auf die wunderbare Erscheinung in der Tiefe. Mitten zwischen den purpurrothen Korallenbäumen, die eine reizende Grotte bildeten, bemerkte Stefano eine glänzend weiße Gestalt in menschlicher Form, wenigstens erschien sie seinem Auge so. Das wundersame Gebild glich genau einem Mädchen. Die Hände lagen weich gefaltet über der Brust; das schöne Haupt, etwas gebeugt, blickte niederwärts und war mit einem so zierlichen Krönlein geschmückt, wie es der junge Fischer bei den kunstreichen Goldarbeitern Neapels in solcher Vollendung noch nie gesehen hatte. Kleinere, eben so fein gegliederte Gestalten von gleicher Farbe umgaben dies zauberische Meergebild, schienen ihm zu huldigen oder zu folgen, und verloren sich endlich in ganz kleine Punkte, die

weißen Lichtpunkten gleich im smaragdenen Grün der Meereswoge gar wundersam leuchteten. Das ganze von der Natur geschaffene Bild stand auf breitem Purpurnetz, wie die Korallen es bisweilen formen. Aus diesem Netz schossen Bäume, Blätter, Ranken empor, sämmtlich von leuchtendem Roth, und faßten es in den gefälligen Rahmen einer schönen Grotte oder Laube.

Stefano erkannte sogleich in diesem schönen Naturspiel eine jener kostbaren weißen Korallen, die nur selten gefunden und von Kennern mit Gold aufgewogen werden. Er war entzückt über seinen Fund, und nachdem er sich noch kurze Zeit an dem schönen Bilde gelabt hatte, senkte er mit ungestümer, heißer Hast die eherne Zange in den Grund, um die herrliche Beute aus der Tiefe heraufzuholen. War es nun die Hast seiner Ungeduld oder zitterte die Hand, schwankte der Kahn, blendete ihn die Gluth der eben im Meer versinkenden Sonne; genug, sein Instrument hakte sich um die Mitte der schimmernden Figur, und als er mit starker Hand daran riß, sie von der Klippe zu lösen, brach sie mitten von einander. Nur der obere Theil des schönen Korallenbildes blieb in der Umarmung der Zange. Die Wasser brodelten, während Stefano sie emporhob, es schien ihm, als klinge ein langsam verhal-

lender Schmerzensruf über die weite Meeresfläche, und ihm selbst ward so schwer und bang, als habe er ein schweres Verbrechen begangen.

Als er nochmals hinabsah in die Fluth, konnte er nichts mehr entdecken von all dem Zauber, der ihm die Sinne befangen hatte. Die wunderlichen zarten, weißen Figuren, die prächtige Grotte, in deren Schutz sie gestanden, Alles war verschwunden. Nur das abgebrochene Stück der Koralle, das seine Zange festhielt, sagte ihm, daß er nicht geträumt, daß er sich wenigstens nicht gänzlich getäuscht habe.

Das auf solche Weise erbeutete Gebild des Meeres glich vollkommen dem Obertheil einer von Künstlerhand geformten Menschenstatue. So etwa würde ein Bildhauer die Gestalt einer Elfenkönigin geformt haben. Stefano erschrak über diese auffallende Aehnlichkeit der Koralle mit einem menschlichen Wesen. Es war ihm, als verzögen sich die kleinen Lippen des zerbrochenen Gebildes im Schmerz, als müsse er sich eines begangenen Mordes anklagen. Ohne recht zu wissen, was er that, preßte er einen Kuß auf den fein geschnittenen Mund der Koralle. Entsetzt fuhr er zurück, denn er fühlte diesen Kuß sanft erwidert. Der Torso bewegte sich in seiner Hand, die Augen bekamen Leben und Ausdruck, und wie ihn das Meergebild so wehmüthig aus

den wunderbar tiefen Augen ansah, entglitt es ihm und versank wieder in die aufrauschende Tiefe. Das Meer dunkelte, die Sterne am Himmel leuchteten zitternd herauf aus der Fluth, und Klagetöne, jetzt wie Gesang, dann wieder wie unheimliches Gewimmer, hüpften um den fortschaukelnden Nachen, dessen Anker sich von selbst gelöst hatte.

Stefano wußte nicht, wie ihm geschehen war. Er hißte mechanisch das Segel, ergriff das Steuer und trat den Heimweg an. Aber so weit er auch fortsegelte von dem Riff, die wunderbar ergreifenden Klagetöne wollten nicht verrauschen. Sie schwebten wie ein Geisterreigen um seine Barke, und als er an den hohen steilen Felswänden seiner heimischen Insel vorüberfuhr, bemerkte er, daß in der Oeffnung, welche zur blauen Grotte führt, das Bild der zerbrochenen Koralle stand, die zarten Hände gegen ihn ausstreckend, als wolle sie ihn einladen, sich in ihre Arme zu stürzen.

Ganz ermattet erreichte Stefano den Strand, zog seine Barke an's Ufer und schlich nach seiner schmucklosen Hütte. Er fühlte sich krank, warf sich, ohne Speise und Trank zu genießen, auf sein ärmliches Lager und fiel bald in tiefen Schlaf. Da öffnete sich die Thür und hereinschwebte, umgeben von ihrem zwergartigen Gefolge, das wun-

derbar schöne Gebild des Korallenmädchens. Es sah betrübt, aber nicht zornig aus. Vor seinem Lager rastete der seltsame Zug, über den sich jetzt wieder die schöne Grotte purpurrother Korallenäste wölbte. Stefano konnte nicht sprechen, kaum athmen.

„Du hast mir wehe gethan, unvorsichtiger Jüngling,“ sagte das schöne Meergebild mit weicher, flüsternder Silberstimme. Wisse, daß, wie im ganzen Reiche der Natur, so auch in den wogenden Fluthen ein Theil des Lebens verborgen ist, das die ganze Welt beseelt. Ihr Menschen in Euerm Dünkel belächelt dies freilich oder verspottet es wohl gar als eine thörichte Fabel. Darum habt Ihr auch so wenig Achtung vor Stein, Pflanze, Strauch oder Baum, und glaubt, Alles was die Erde trägt, was das Meer in seinem Schooße birgt, Euch mit roher Faust zueignen zu dürfen. Die Natur und der Geist, der sie beseelt, ist unendlich nachsichtig mit Euern Schwächen. Er gestattet Euch viel, er läßt es geschehen, daß Ihr ihn beleidigen, ihn martern und peinigen dürft, aber gewisse Grenzen läßt er nicht ungestraft überspringen. Wenn Ihr seinem Heiligthume zu nahe kommt, wenn Ihr gar wie Räuber in dasselbe einbrecht, dann verfallt Ihr seiner gerechten Rache. Du, Stefano hast Dich

freventlich an der schaffenden Seele der Meergewächse vergangen, indem du mich aus Habgier antastetest. Ich bin die Seele, die gebietende Herrin der Korallen, nach denen Ihr ohne Unterlaß angelt, um die Leiber Eurer Geliebten und Frauen mit den Gliedmaßen zu schmücken, die Ihr von dem großen, schönen Ganzen unseres gemeinsamen Körpers losreißt. Da Du jedoch nicht in böser Absicht, sondern nur verführt vom Reiz sinnlicher Lockung gehandelt hast, soll Dir vergeben werden, wenn Du thust, was ich verlange."

„Und was verlangst Du, wunderbares Gebild?" fragte der geängstigte Fischer.

„Du hast mich mit sündiger Lippe geküßt," versetzte die Koralle, „und dadurch mein stilles Leben in des Meeres schimmernder Fluth, in seines Schaffens Macht zerstört. Willst du fernerhin Glück haben, und ein ruhiges Leben fortführen, so mußt Du mein Gatte werden."

Stefano sah das kleine Wesen in der wunderbaren Grotte mit großen Augen an.

„Wie könnte ich das?" fragte er beklommen. „Zwar bin ich weder beweibt, noch versprochen; aber ein Wesen wie Du, eine Koralle — das kann doch wohl nicht angehen?"

„Es kommt auf Dich an," versetzte das Meer-

bild. „Vermagst Du mich Dein nennen zu wollen, als Dein eheliches Gemahl und mich treu zu lieben, ohne jemals mit zärtlichem Blick ein Weib der Erde anzuschauen, so bin ich Dein, so lange Du lebst. Das Glück wird Dir nie entfliehen. Du wirst geachtet und unbeneidet von Deinen Brüdern auf Erden wandeln, und schlägt dereinst die Stunde Deines Todes, so kann ich wieder zurükkehren in mein krystallenes Reich und mein Seelenleben wieder ausströmen in die ganze unermeßliche Welt der Korallen."

Das Gebild sah den Fischer so bittend, so liebesehnsüchtig an, daß Stefano von diesem Blick berauscht ward. Er schwur dem wunderbaren Wesen, heißblütig, wie er war, ewige Liebe und Treue, und streckte die Hand gegen die anmuthige Zwerggestalt aus.

„Es ist genug, ich danke Dir," sagte die Koralle. Während sie diese Worte sprach, verduftete die purpurrothe Laube, ihre Begleiter verschwammen im Nebel, dieser zerflatterte, und aus dem schimmernden, weichen Dunst trat die herrlichste Mädchengestalt, die Stefano noch jemals gesehen hatte. Zugleich erwachte der Träumer. Er glaubte, Alles sei Täuschung, Wahn; aber wie überrascht war er, als ganz so, wie er das Gebild im Traume gesehen hatte, jetzt das schönste Mädchen ihm entgegen-

flog, ihn umarmte und mit süßer, warmer Lippe küßte!

„Wer bist Du?“ fragte Stefano bestürzt.

„Dein liebes Weib, bester Mann,“ erwiederte herzlich und heiter die junge Frau. „Ich danke Dir für Deine aufrichtige Liebe und will Dir brav zur Hand sein. Die Barke schaukelt schon in der Brandung, ich habe das schönste Wetter bestellt, und wenn Du nun stets Wort hältst und mir immer die Führung des Ruders überläßt, soll es Dir nie an Korallen fehlen.“

Stefano konnte das reizende Wesen, das jetzt so traulich an seiner Seite hing, unmöglich von sich weisen. So unbegreiflich ihm auch Alles vorkam, er fügte sich in das wunderbare Schicksal, das ihm beschieden war. Konnte er sich doch rühmen, das schönste Weib auf ganz Capri zu besitzen.

„Nun, so danke ich Dir ebenfalls,“ sagte er herzlich; „aber wie nenne ich Dich?“

„Cristallina,“ sagte die Schöne munter. „Und nun komm und halte Wort!“

Beide gingen an Bord. Cristallina war ungemein heiter, voller Scherz, Lust und Anmuth, so daß Stefano bald dankend erkannte, welch unvergleichlichen Schatz die Gunst des Schicksals ihm zugeführt hatte. Und wie trefflich verstand das rei-

zende junge Weib, diese wirklich dem Meer entstiegene Zauberin, das Ruder zu führen und den schwankenden Nachen nach Gegenden hinzuleiten, wo die prächtigsten Korallen wuchsen! Stefano hatte alle Ursache, sein Glück zu preisen, denn abgesehen, daß alle seine Kameraden ihn um die blühende Frau beneideten, die, ein immer erheiternder Engel, ihn umschwebte, ihn auf Schritt und Tritt begleitete, holte er das gesuchte Meergewächs jetzt auch in solcher Menge, Größe und Schönheit aus der Tiefe, daß er binnen kurzer Frist ein wohlhabender Mann werden mußte.

Dabei ereignete sich etwas Sonderbares. Es wollte nämlich auch den geübtesten Korallenfischern nie gelingen, gleich schöne Korallenäste zu entdecken oder zu erbeuten, wenn sie auch Stefano's glücklichem Kahne folgten. Dies brachte den jungen Mann selbst auf den Gedanken, daß sein schönes Meerweib, Cristallina, wohl das Meiste beitrage zu seiner glücklichen Korallenausbeute. Er bemerkte, daß sie stets lange Zeit mit festem Auge in die rollende Tiefe hinabschaue, bevor sie ihm sagte, er möge rasten und sein Tagewerk beginnen. Blickte er dann selbst in die durchsichtige Fluth, so entdeckte er die herrlichsten Korallenbäume und zwar in solcher Nähe, so dicht unter der Oberfläche des Wassers, daß er

sie fast mit den Händen erreichen konnte. Es brachte ihn diese oft wiederkehrende Beobachtung auf den Gedanken, sein schönes Weib möge wohl mit der Zauberkraft ihres wunderbaren Blickes die für ihn bestimmten Korallen aus dem Grunde des Meeres emporheben.

Stefano war dies ganz recht. Er lebte glücklich und sorglos. Cristallina blieb sich stets gleich; sie war immer heiter, zärtlich, liebevoll gegen ihren Gatten, nur hatte sie die allerdings etwas störende Gewohnheit, daß sie ihn nie allein ließ, sondern ihn wie sein eigener Schatten verfolgte. Stefano selbst würde dies vielleicht nicht bemerkt haben, wären nicht schon nach Verlauf einiger Wochen, die er im höchsten Glück mit Cristallina verlebte, spöttische Bemerkungen seiner Genossen ihm deshalb zu Ohren gekommen. Man nannte ihn den Bedienten seiner Frau, schalt Cristallina eifersüchtig, kurz, machte allerhand Glossen, die Stefano zwar lächelnd anhörte, von denen er jedoch keineswegs erbaut war. Je länger er darüber nachdachte, desto vernünftiger schien es ihm zu sein, wenn er sein Weib darauf aufmerksam mache. Er glaubte, daran nur etwas jedem selbstständigen Manne Ziemendes zu thun.

Cristallina hörte Stefano ruhig an; dann sagte sie mit ungewöhnlichem Ernste:

„Gedenke Deines Versprechens, Stefano! Ich habe keine Macht, Dich zu halten, aber meine unmittelbare Nähe ist Dein Glück. Meine Gegenwart verleiht Dir Schutz, Schutz gegen Fremde wie gegen Dich selbst. Entfernest Du mich von Dir, so trennest Du mit leichtfertiger Hand Dein Glück von Deinem Leben. Dies bedenke wohl, mein Stefano!"

Cristallina sah ihn so warm und liebevoll und dabei doch wieder so schmerzbewegt an, daß Stefano beinahe sein Verlangen bereuet hätte. Allein er gedachte der Spottreden seiner Kameraden und ihm war es unerträglich, nur den Schein zu verbreiten, als stehe er unter dem Pantoffel seiner Frau. Deshalb wendete er rasch den Blick hinweg von den Zauberaugen seiner reizvollen Gattin. Auch konnte er in der That nicht begreifen, wie und wo ihm Gefahr drohen solle. Cristallina war ein Wunder weiblicher Schönheit. Keine andere Frau, kein anderes Mädchen konnte ihn auch nur auf Augenblicke fesseln. Und doch war es ja nur die Treue des Gedankens, welche Cristallina für den Fortbestand ihres glücklichen Zusammenlebens von ihm verlangt hatte! Er war sich gewiß, das gegebene Versprechen halten zu können, und deshalb blieb er auch fest in seinem Entschlusse.

Stefano ließ sich von jetzt an wiederholt ohne Cristallina's Begleitung sehen, bald am Lande, bald auf dem Meere, und da er durchaus keine Veränderung in seiner Neigung bemerkte, so bestieg schon nach einigen Wochen die schöne Frau des jungen Korallenfischers fast nie mehr den Nachen ihres Gatten.

Eines Tages, als Stefano abermals allein am Strande fortschlenderte, sah er eine Barke mit vier Ruderern bemannt, von Neapel her über die Bucht gleiten. Er achtete wenig darauf, da Besuche Fremder, die sich einige Monate in der Hauptstadt aufhielten, auf der Insel zu den fast täglichen Vorkommnissen gehörten. Erst beim Landen nahm er die Gelegenheit wahr, die nur aus drei Personen bestehende Gesellschaft etwas genauer zu betrachten. Eine schlanke, hohe Frauengestalt fiel ihm besonders auf. Ohne sich irgend etwas dabei zu denken, machte er sich in der Nähe der Landenden so lange zu schaffen, bis es ihm gelang, einen Blick in das Gesicht der Fremden zu thun. Ein jäher Schreck, verbunden mit einem stechenden Schmerz im Herzen, durchzuckte ihn. Die hohe Gestalt war das vollkommene Ebenbild Cristallina's, nur weicher, feiner, von größerer weiblicher Anmuth umfächelt. Schnell wie der Gedanke fühlte er einen einzigen Augenblick

den Wunsch in sich rege werden, solch ein Wesen zu besitzen, dem der Stempel vollendeter Menschlichkeit aufgedrückt sei. Zwar kämpfte Stefano diesen verbotenen Wunsch sogleich in sich nieder, dennoch glaubte er, ein leise zitterndes Wimmern in der Luft verwehen zu hören. Er erschrak, sein ganzes Denken war wieder bei Cristallina, und ohne sich nochmals umzublicken, eilte er heimwärts.

Die Thür seines Häuschens war nur angelehnt. Stefano trat ins Zimmer. Cristallina saß, das vollkommenste Ebenbild der Fremden, die er eben gesehen, an ihrem gewöhnlichen Platze, eben so weich, zart, fein, von weiblicher Anmuth umfächelt, wie die schöne Unbekannte, nur in ihrer Kleidung unterschied sie sich von ihr. Stefano rief sie entzückt bei Namen, aber Cristallina antwortete nicht. Das schöne, jetzt so bleiche Haupt sinnend auf die Hand gestützt, blieb sie regungslos sitzen.

Stefano wollte sie an sein Herz drücken — da zerrann die wunderbare Gestalt unter seiner Umarmung und mit Entsetzen sah er jetzt statt des lebenswarmen geliebten Weibes das Korallengebild am Boden liegen, das ihn so eigenthümlich gefesselt hatte! In seinem Schmerz küßte er den zartgeformten Mund der Koralle; allein sein Kuß blieb unerwidert.

„O, ich Thor, ich elender Thor!“ rief er verzweiflungsvoll aus. Cristallina hat mir mein Schicksal ja vorausverkündigt, wenn ich je eine Sterbliche mit verlangendem Blicke ansehen sollte! Ich selbst, ich ganz allein bin Schuld an meinem Unglück. So will ich es auch ganz erfüllen!“

Stefano nahm, einem liebenden Vater gleich, das todte kalte Korallenbild in seinen Arm und stürzte in ungestümem Laufe nach dem Strande. Ein paar Secunden genügten die Barke in's Meer zu stoßen. Das Segel ward aufgehißt, und schnell wie eine Meerschwalbe glitt der leicht gebaute Nachen in die weite, blaue See hinaus nach dem fernen Korallenriffe.

Weit und breit auf der durchsichtigen Fluth war kein Segel zu sehen. Stefano sah hinunter in die Tiefe, erkannte das Riff und glaubte die Stelle gefunden zu haben, wo er vordem das Bildniß entdeckt hatte. Rasch ließ er den schönen Korallenleib in die Wogen gleiten.

„Da, steige hinab in Dein heimathliches Reich,“ sagte der junge Mann, „Du wundersames Wesen, dessen Ruhe ich gestört, dessen Herz ich verwundet und gebrochen habe. Lebe da unten in der kühlen Fluth Dein schaffendes Leben weiter,

während ich hier oben an der irdischen Sonnengluth verkümmern will!“

Während Stefano so sprach, glitt das Korallenbild langsam in die Tiefe. Je tiefer es aber sank, desto mehr vergrößerte es sich, bis es die volle Größe einer Menschengestalt angenommen hatte. Er sah wie die Arme der Verschwindenden, die jetzt wieder als geliebte Cristallina aus dem Azurreich des Meeres ihn anlächelte, sich gegen ihn ausstreckten, ihm zuwinkten. Ein paar Thränen fielen auf die Fluth. Sie zerrannen aber nicht im Zug der Wellenbewegung, sondern sanken Cristallina nach. Stefano fühlte, wie mit den sinkenden Thränen sein Augenlicht erlosch, wie es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nachzog in die krystallenen, klingenden Wogen, und während er die Arme ausbreitete in heißer Sehnsucht nach der verlorenen Geliebten, versank der junge Fischer im schäumenden Meer.

Tags darauf fanden Schiffer von Capri seinen Nachen; der Körper des Versunkenen lag gebettet auf dem Korallenriffe und so sonderbar fest von dem wunderlichen Geäst dieses Seegewächses umschlungen, daß er dem nassen Grabe nicht mehr entrissen werden konnte. Neben seinem Leichnam sproßten aus dem Riffe wunderbar schöne, glänzend weiße Korallenleiber, die kleinen Menschen glichen und

um den ertrunkenen Fischer zu trauern schienen. Nach und nach wurden Stefano's Leiche und die wunderlichen Korallengebilde ganz von röthlichem Geäst umsponnen, das sich fest wie eine Riesenmuschel um den Todten schloß — ein prachtvoller Sarg für Stefano und Cristallina, das schöne Korallenweib.

III.

Die Möven als Rächer.

Eine sagenhafte Geschichte.

Gegenüber der Stadt Schleswig, mitten im breiten Schleistrome liegt eine kleine unfruchtbare Insel, in deren hohem Binsengrase zahllose Möven nisten. Sie heißt „der Mövenberg“ und hat gegenwärtig gar keinen Werth für Schleswig's Bewohner. Wohl aber knüpfen sich an diesen von der salzigen Meerfluth umspülten wüsten Erdfleck bedeutsame historische Erinnerungen, die nicht verloren gehen, noch vergessen werden dürfen, so lange der Name Schleswig fortlebt in der Geschichte. Oben im Norden, an den Küsten der Nord- und Ostsee' in der fruchtbaren Marsch wie in der dürren Geest, wo der Wind mit mannshohem Heidekraut spielt, kennt diese Erinnerungen, die Verschmelzung von Sage und Geschichte darin ein Jeder, in Innerdeutschland aber, wo man sich bis zum Jahre 1848 um Schleswig gar wenig kümmerte, dürften auch nur Einzelne von den Sagen und Geschichten des

Mövenberges etwas gehört haben. Für solche, im Innern Deutschlands wohnende Leser soll das Nachstehende erzählt werden. —

Im dreizehnten Jahrhundert erhob sich auf dem Mövenberge in der Schlei eine stark befestigte Burg, deren Zinnen weit in's Land hinein sichtbar waren. Ueberhaupt gab es damals in der Nähe der Stadt Schleswig eine Menge Burgen, von denen noch heute einige Spuren zu entdecken sind. Man zählte deren um die Zeit der größten Blüthe Schleswig's sieben. Die Herzöge von Schleswig oder Süderjütland, wie alles Land von der Königsau bis zur Eider mit Ausschluß des von den Nordfriesen bewohnten westlichen Marschlandes und der jetzt sogenannten Inseln der Weestsee in jenen Tagen hieß, waren Erbauer und Bewohner dieser Burgen. Am wohlsten schienen sie sich jedoch auf der Jurisburg zu befinden, jenem festen Schlosse, welches den Mövenberg in der Schlei krönte.

Hier schlug auch Herzog Abel von Süderjütland sein Hoflager auf, nachdem er in einem langen Kriege mit seinem leiblichen Bruder Erich, rechtmäßigem Könige von Dänemark, sich diesem hatte unterwerfen müssen. Schon dieser blutige Krieg zwischen beiden Brüdern, der sich über die Frage erhob, ob das Herzogthum Schleswig ein

Erblehn sei oder nicht, bewies zur Genüge die feindselige Gesinnung der Brüder gegen einander. Es schien ein Fluch auf dem Ehebündniß ihres verstorbenen Vaters, Waldemar's II. mit der *portugiesischen* Prinzessin Berengaria zu ruhen, die *den Brüdern* das Leben gegeben hatte. Unsichern Ueberlieferungen zufolge ward diese Verbindung Waldemar's ohne Neigung geschlossen, selbst das Volk mochte der Fremden abgeneigt sein. Wie dem aber auch sein mag, des Himmels Segen beschirmte den Ehebund nicht. Zwischen den Brüdern Erich und Abel war kein Friede, kein Einverständniß von Jugend auf, und als sie zu Männern herangereift, ließen sie die Unterthanen entgelten, was ihr bruderfeindlicher Streit verbrochen hatte. In diesem Kampfe blieb der ältere Erich Sieger. Abel behielt das vom Schwerte verwüstete Süderjütland und setzte sich grollend auf die Jurisburg, in seinem finstern Geiste auf Rache gegen den glücklicheren Bruder sinnend.

War Herzog Abel ein versteckter, rachgieriger und hinterlistiger Charakter, Eigenschaften, die als Erbtheil seiner portugiesischen Abstammung ihm nicht blos anklebten, sondern ihn gänzlich beherrschten, so ließ sich zum Lobe seines Bruders, des Königs Erich, gerade auch nicht viel Preiswürdiges sagen.

Sinn für Recht und Gerechtigkeit in der edleren Bedeutung des Wortes ging ihm ebenfalls ab. Das Volk war ihm blos ein Schwamm, den er so lange drückte oder durch seine Helfershelfer drücken ließ, als er noch etwas von sich gab. Weigerten sich Bürger und Bauern, ihre Truhen zu öffnen, damit Erich das Nöthige daraus entnehmen könne, so erbrach man sie und bemächtigte sich alles darin Vorgefundenen. An einen vernünftigen Staatshaushalt war nicht zu denken. Die Schätze des Reiches wurden vergeudet, das blühende Land durch unabläßige Kriegszüge verödet. Niedergebrannte Städte, rauchende Dörfer und Weiler bezeichneten den Weg der Kriegshaufen, welche der König jetzt gegen seinen aufrührerischen Bruder, dann wieder gegen die halsstarrigen Geest- und Marschfriesen Süderjütlands in's Feld führte.

Als die Schatzkammer erschöpft und nirgend mehr Geld aufzutreiben war, besteuerte Erich selbst den Pflug des Landmannes, weshalb ihm das Volk den Ekelnamen „Pflugpfenning" gab. Diese Steuer, welche den Landmann eben so sehr drückte, als empörte, wurde mit unglaublicher Härte eingetrieben. Allein das Volk der Friesen und Dithmarschen eingedenk ihrer altgermanischen Freiheit, und nicht gewillt, dieselbe einem fremden Könige zum

Opfer zu bringen, lehnten sich gegen die erbarmungslosen Dränger auf, griffen zu den Waffen und waren entschlossen, das Aeußerste zu wagen.

Dieser bewaffnete und energische Widerstand der Nordfriesen und Dithmarschen, denen sich als Bundesgenossen auch die Holsteiner anschlossen, ist der Beginn jener Jahrhunderte lang fortgesetzten Kämpfe der deutschen Bevölkerung in Schleswig und Holstein gegen die dänischen Unterjochungsgelüste. Seit jenem ersten blutigen Kampfe dieser Volksstämme war bis auf unsere Tage immer nur Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit zwischen denselben und den Dänen, und haben sich inzwischen auch die politischen Verhältnisse mannichfach geändert, die Grundursache zum Kampfe, zu erneuter Gegenwehr blieb von jenem ersten Aufstande im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit ziemlich dieselbe.

Erich hatte wenig Glück. Die Nordfriesen nöthigten ihn südwärts zu ziehen, ohne die begehrte Pflugsteuer zu bezahlen. Auch war seine Gegenwart im Süden gar nöthig. Denn an der Eider lagerten nebst Bremer und Paderborner Hilfsvölkern die mannhaften Holsteiner, und drohten die hier errichtete Veste mit Sturm zu nehmen. Das heutige Rendsburg, in jenen Tagen der Vorzeit Rei-

noldsburg genannt, hielten dänische Mannen besetzt, die jedoch zu schwach waren, um noch lange gegen die vereinten Heerhaufen der Belagerer sich halten zu können. Diesen zu Hilfe zu eilen, war Zweck und Plan Erich Pflugpfenning's. Allein er sollte nicht so weit kommen. Mehr leichtsinnig und unbeständig als bösartig, machte er am steilen, öden Erdwalle des Danevirke, das hinter dem Selker Moor über das Blachfeld emporragt und als eine ungeheure Riesenschanze tief in's Land hineinläuft, Halt, um das Land rund umher zu betrachten.

Es ist ein schönes, ein bezauberndes Landschaftsbild, das von dieser sagenreichen Erdhöhe herab den Blicken sich eröffnet. Im Süden liegt die Geest, öde, traurig-wüst, fahlgrau und gelblich weiß, wie ein Stück der lybischen Wüste, von Geisterhänden in diesen germanischen Norden versetzt. Der Sand rollt sich auf zu Hügeln vor dem scharf wehenden Westwinde, und verwandelt das feste Land in ein bewegtes, erdiges Meer. In der Ferne schimmern die Zinnen von Rendsburg, während gen Osten aus dem bebauten Flachlande schön bewaldete Höhen auftauchen, bekannt unter dem Namen der „Hüttener Berge."

Gefesselt von diesem Anblicke blieb der König lange Zeit in Betrachtungen versunken am Dane-

virke stehen. Auf den stolzen Zinnen der Jurisburg lag goldener Sonnenschein. Die Schlei flimmerte wie ein See geschmolzenen Silbers. Vom Dom herüber und aus dem Thale unter seinen Füßen, wo etwas versteckt die Haddebyer Kapelle lag, scholl Glockengeläute. Da überschlich den König ein Gefühl der Wehmuth. Er schlug ein Kreuz, lüftete seinen Hut und sprach ein Gebet, denn er gedachte der Vergangenheit und mußte sich sagen, daß er nicht immer so gehandelt habe, um sich des Himmels Beifall dadurch zu erwerben. Diese weichmüthige Stimmung ließ ihn auch seines Bruders gedenken, dessen Schloß so freundlich zu ihm heraufblickte. Noch hatte er sich nicht mit ihm ausgesöhnt, und doch lächelte die Sonne so gnadenreich auf dessen Wohnsitz herab, als wolle der Himmel dadurch zu erkennen geben, daß er dem Besiegten vor Andern hold sei.

Rasch in seinen Beschlüssen, wandte Erich sein Roß und trabte heitern Sinnes, nur von wenigen Mannen begleitet, hinab in's Schleithal, um nach längerer Zeit den finstern Bruder wieder einmal zu sehen. Er glaubte, dieser Besuch werde ihm Glück bringen und seine Unternehmung gegen die Holsten an der Eider fördern helfen.

Herzog Abel hatte sich eines so unerwarteten

Gastes nicht versehen; er war aber sehr erfreut, den ihm verhaßten Bruder zu so glücklicher Stunde bei sich sehen zu sollen. Als ihm der königliche Herr angemeldet ward, ging Abel seinem Bruder mit der freundlichsten Miene, die er erheucheln konnte, entgegen, begrüßte ihn an der Pforte der festen Burg, half ihm liebreich aus dem Nachen, der ihn vom Festland herüber an die Insel getragen hatte, und geleitete ihn unter den Versicherungen brüderlicher Liebe in das Innere der Jurisburg.

Beide Brüder verkehrten recht einträchtig zusammen, so daß es schien, als hätten sie sich wirklich von Herzen versöhnt. Abel besonders war die Freundlichkeit selbst. Als man sich an Speise und Trank gelabt, nahm man seine Zuflucht zum Brettspiel, das in jenen Tagen in eben so hohem Ansehen stand, als heutzutage das Kartenspiel, wohlzumerken mit französischen Karten. Erich hatte Glück, Abel verlor. Des Letzteren Tochter brachte den spielenden Brüdern ein paar Humpen Wein. Da sprach Herzog Abel, das Trinkhorn ergreifend und es zum Gruße gegen König Erich aufhebend:

„Erinnerst Du Dich noch der vergangenen Tage, wo Du mir gegenüber eben so im Glücke warst, wie jetzt? Es war nicht weit von hier. Damals verfolgtest Du Deinen Vortheil mit solchem

Eifer, daß ich mit den Meinigen kaum Deinem Zorne enteilen konnte. Besonders übel erging es meiner Tochter. Sie mußte barfuß fliehen und in rauchigen Hütten bei niedrigen, gemeinen Leuten bettelnd ein dürftiges Unterkommen suchen. Das war nicht fein von Dir, mein Bruder!"

„Laß die Vergangenheit ruhen," erwiderte Erich, dem Bruder Bescheid gebend. „Geschehenes muß zwischen uns vergessen werden. Uebrigens," setzte er, heiter lachend, hinzu, „besitze ich trotz der halsstarrigen Friesen, Sachsen und Holsten, die sich meinen Befehlen widersetzen, doch noch so viel, daß ich Deiner Tochter ein paar Schuhe kaufen kann."

„Meinst Du?" versetzte Abel höhnisch, mit seiner Hand das Brettspiel zerstörend. „Ich bedarf Deiner Almosen nicht. Aber weißt Du, daß Du jetzt in meiner Macht bist und daß ich mit Dir thun kann, was mir beliebt?"

Erich sah ihn stolz an. „Ich bin Dein Gast," sagte er, „und kann nicht glauben, daß Du die Gastfreundschaft verletzen wirst."

Abel lachte. „Es ist nur meiner Tochter wegen," versetzte er. „Wer gibt mir Gewähr dafür, daß Du nicht eines Tages wieder über mich herfällst, und mein Kind abermals gezwungen wird,

in der Flucht sein Heil zu suchen? Damit dies nicht geschehen könne, will ich Dich unschädlich machen. Du bist allein, ich bin Dein Gebieter. Was Du an mir verbrochen, sollst Du jetzt büßen!“

So sprechend stampfte Abel mit dem Fuße, daß die Trinkhalle erdröhnte, die Thür ward geöffnet und herein traten die Schergen des Herzogs, ergriffen auf den Wink ihres Gebieters den König und schlugen ihn in Ketten.

Erich mußte das Unabwendbare über sich ergehen lassen. Er ward von herzlosen Knechten die Wendelstiege hinabgestoßen und nach einer Pforte geführt, die auf die Schlei mündete. Hier lagen einige offene Boote. In eins derselben warf man den heimtückisch Ueberfallenen. Die Bootsleute ergriffen die Ruder und trieben den Nachen mit ihrem Gefangenen durch die aufrauschenden Wogen des Meerstromes. Erich wandte seine Blicke rückwärts der Jurisburg zu, deren gothische Zinnen im weichen Dämmer der hellen Augustnacht deutlich zu erkennen waren. Dann und wann glitzerte um die dunklen, schlanken Thürmchen etwas Weißes, und lang austönende Klagerufe, die fast einer wimmernden Menschenstimme glichen, ließen sich hören. Das waren Möven, von denen einzelne zuweilen von der Ostsee herauf bis nach Schleswig

sich verirrten. Auch über dem breiten Wasserspiegel der Schlei schwebten die graziösen Vögel.

Dem rasch stromabwärts schwimmenden Boote, welches den gefesselten König trug, folgten bald mehrere andere. Hinter diesen zogen die Möven, immer lauter klagend, fort, daß Erich selbst auf das Geschrei derselben aufmerksam ward. Er fragte seine Wächter, wer die Männer in den ihnen folgenden Booten wären, und als man ihm bedeutete, daß ihr Anführer wahrscheinlich Abel's Vertrauter, Lauge Gudmansoe, der geschworene Feind Erich's sei, entsetzte sich der König, das Schlimmste ahnend.

Zwei Stunden meerwärts von Schleswig verengert sich die Schlei zu einem schmalen Strome. Hier auf dem steilen Ufer stand damals eine Kapelle. Als Erich dieser Kapelle ansichtig ward, bat er seine Wächter, sie möchten den daneben wohnenden Priester rufen, damit er beichten und sich auf sein, wie er vermuthen müsse, nahes Ende vorbereiten könne.

Man gewährte dem Gefangenen diese Bitte. Der Priester erschien. Inzwischen hatten die nachrauschenden Boote den König eingeholt und umringten den Nachen des Gefangenen. Erich aber knieete nieder und beichtete. Um ihn versammelten

sich die Möven, umflatterten sein Haupt, während die Hand des Priesters ihn segnete, und ihr Geschrei in der stillen Nacht klang, als ob sie laut klagend den Namen „Erich!“ riefen.

Lauge Gudmansoe befahl seinen Leuten, die lästigen Schreier zu vertreiben, allein wie diese auch nach den Vögeln schlugen, sie zu tödten oder zu verscheuchen wollte ihnen doch nicht gelingen. Die Möven schwangen sich höher in die Luft und schwebten gleich einem Kranze beweglicher Silberfittige über dem Haupte des betenden Königs.

Da wandte sich der böse Gudmansoe zu dem Gefesselten und sagte mit grimmiger Stimme: „König Erich, Du mußt sterben!“ Darauf trat Einer von Gudmansoe's Leuten in den Nachen des Königs, schwang eine Axt und zerschmetterte damit Erich's Kopf. Als dies geschehen war, ließ Gudmansoe Steine um den Leichnam des Königs befestigen und ihn so beschwert in die Tiefe des Schleistromes versenken. Niemand, als die Schergen und Bootsleute hatten die scheußliche That gesehen, weshalb Herzog Abel sie geheim halten und durch ein verbreitetes Märchen vertuschen zu können glaubte. Es hieß, König Erich sei auf der Schlei ertrunken!

Allein was Menschen nicht ausplaudern sollten,

das ließ die rächende Hand Gottes durch die Möven, die Zeugen der Blutthat, allem Volk verkündigen. Denn kaum hatten die gurgelnden Wellen der Schlei den Leichnam verschlungen, da legten sich auch die Möven über das Wasser, als wollten sie das Grab des rechtlos Erschlagenen bewachen. Sie schwebten auf und nieder über dem Strome, rastlos die weißen Fittiche bewegend, und Tag und Nacht den Namen „Erich!“ rufend, daß es den Anwohnern der Schlei grauste und Jedermann der Ueberzeugung lebte, Herzog Abel habe seinen königlichen Bruder ermorden lassen. Dabei mehrte sich die Zahl der Möven mit jedem Tage. In ganzen Schwärmen zogen sie vom Meere her und legten sich in solchen Massen auf die Schlei, daß der ganze Strom von ihnen gleichsam bedeckt ward. Deshalb nannte man die Stelle fortan „Mösund,“ d. h. Mövensund, woraus späterhin „Missunde“ entstanden ist.

So vergingen einige Wochen. Erich blieb verschwunden, und Abel, dem schon längst nach der königlichen Würde gelüstet hatte, traf Anstalten, den erledigten Thron von Dänemark in Besitz zu nehmen. Er war der nächste Thronerbe, da Erich ohne Hinterlassung männlicher Nachkommen aus der Welt gegangen war. Indeß vermochte der Herzog

sein Ziel doch nicht so schnell zu erreichen, als er es wünschte. Die Rächer Erich's, die Möven, hinderten ihn daran. Es schien, als hätte ihr unaufhörliches Klagen es vermocht, die Fesseln des Erschlagenen und in der Schlei Versenkten zu lösen; denn zwei Monate nach der Blutthat zeigten sich auf der Oberfläche des Wassers bei Mösund blaue Flämmchen des Nachts, und empor aus der Tiefe stieg der Leichnam des Königs, die rechte Hand zum Himmel aufstreckend und langsam den Strom hinabtreibend. Schreiend folgte ihm die dichte Wolke der Möven. Fischer erkannten den Todten, hoben ihn aus der Fluth und brachten ihn nach Schleswig.

Es war unmöglich, dem Volke noch länger zu verheimlichen, daß König Erich eines gewaltsamen Todes gestorben sei. Herzog Abel läugnete freilich die That und ließ den wiedergefundenen Todten unter großem Gepränge feierlich im Dome zu Schleswig beisetzen. Dort ruht er noch jetzt. Ein geschmackvolles Denkmal vor dem Altare deckt seine Gruft.

Wie sehr aber auch Herzog Abel sich vermaß, keine Schuld zu haben an dem Tode seines Bruders, es half ihm doch nichts. Denn hatten bis zum Aufsteigen des Leichnams aus dem Wasser die

Möven den Ort bewacht, der ihn barg, so begleiteten sie jetzt die Leiche bis zum Dome, und erst als der Erschlagene in geweihte Erde gebettet worden war, verließen sie ihn, nicht aber, um für immer zu verschwinden, sondern um ihr Rächeramt fortzusetzen, und den Urheber des Mordes rastlos zu verfolgen und zu peinigen.

Herzog Abel sollte darthun, daß er nicht der Mörder Erich's sei. Wenn er dies vermöge, wollte ihn Dänemark als König anerkennen.

Nun saß der Mörder seines Bruders auf der einsamen Insel im Schleistrome und sann nach, wie er es anzufangen habe, dem Verlangen der Dänen zu entsprechen. Sein Geist war nicht arm an Hilfsmitteln, auch gab es der Gefälligen genug, die um Sündenlohn sich erkaufen ließen zu falschem Zeugniß und Schwur. Aber die Mahner, die Gott dem Mörder gesendet, verließen den Herzog nicht. Seit der Beisetzung Erich's im Dome waren die Möven hinübergezogen nach der Schleiinsel und bedeckten, wie früher bei Mösund die Wasserfläche, so jetzt die Giebel und Zinnen der Jurisburg. Am Tage umkreisten sie das Schloß, in dessen Gemächern Herzog Abel ruhelos umherirrte, in wildem Fluge. Neigte sich die Sonne zum Untergange, so stiegen sie empor in die Luft und schwebten gleich

einer leuchtenden Wolke über der Burg, so laut und vernehmlich klagend, daß die Bürger in Schleswig und der fernwohnende Bauer am Danevirke ihr Geschrei vernahmen und sich bekreuzten, denn ihr Rufen klang immer wie „Erich! Erich!“

Breitete nun die Nacht ihre dunklen Schleier über Land und Meer, dann ließ sich der Mövenschwarm nieder und besetzte alle Fenster der Jurisburg. Da breiteten sie ihre Fittiche aus, schlugen damit gegen die Scheiben, pochten mit den Schnäbeln daran und riefen dem entsetzten Mörder ohn' Unterlaß den Namen seines Bruders zu. Gleich beschwingten Geistern saßen die furchtbaren Vögel allüberall, und beobachteten mit ihren klugen Augen jeden Schritt des Herzogs. Wollte Abel die Burg verlassen, so hüpften die geisterartigen Vögel vor ihm her und schlugen ihn mit ihren Flügeln in die Augen, daß er nicht aufzusehen vermochte, und er noch lieber ihr Geschrei im Innern der Burg hören, als von ihnen umschwärmt sein wollte. Die Möven wurden Abel's Erinnyen.

Entsetzen ergriff den Brudermörder. Er verließ die Jurisburg, um fortan fern von dem Schauplatze zu bleiben, der ihn in den Besitz der Macht gebracht hatte. Anfangs fürchtete Abel, es könne das Schicksal des Bischofs Hanno von Mainz ihm

bevorstehen, weshalb er angstvoll auf das Geschrei jedes vorüberschwebenden Vogels achtete. Aber die Möven begleiteten ihn nicht auf seinem Zuge nach Norden. Sie blieben an dem Gemäuer sitzen, in dessen Innerem der Entschluß zur Blutthat gereift war. Dies beruhigte den Herzog. Er glaubte sich sicher für immer, sein Muth wuchs und ohne weiteres Bedenken genügte er dem Verlangen des Volkes, indem er sich durch einen feierlichen Meineid von der entsetzlichen Mordthat reinigte. Mit diesem neuen Verbrechen schwang sich Abel auf den Thron von Dänemark und nahm am ersten November 1250 auf dem Reichstage zu Roeskilde die Huldigung seines Volkes an.

Jetzt glaubte sich der neue König sicher und zu jeder That berechtigt. Schon Erich hatte fortwährende Kämpfe wegen seines Pfluggeldes zu bestehen. Um sich das Volk zu gewinnen, hätte Abel darauf denken sollen, die vielen Lasten, die es drückten, zu erleichtern. Allein das fiel ihm nicht ein. Seine erste wirkliche Regierungshandlung gab sich in der Ausschreibung einer allgemeinen Landsteuer kund, welche nicht nur von dem eigentlichen Dänemark, sondern auch von Süderjütland, dem heutigen Herzogthum Schleswig, erhoben werden sollte. Die Dänen fügten sich, nicht so die Nord-

friesen. Diese weigerten sich, die neue Steuer zu bezahlen, indem sie nachwiesen, daß der König kein Recht habe, ihnen außer der gewöhnlichen Steuer noch eine andere Schatzung aufzulegen.

Abel beschloß, die widerspenstigen Nordfriesen, die an der Westküste des Landes, zwischen Hewer und Eider wohnten, zu züchtigen. Er sammelte zu diesem Behufe ein Heer und fiel im Herbst 1251 in Nordfriesland ein. Die Friesen aber hatten sich ebenfalls gerüstet und jeden streitbaren Mann aufgeboten, um den Heeren des Königs die Spitze bieten zu können. In der Landschaft Eiderstedt kam es zwischen beiden Heeren zur Schlacht, die mit der gänzlichen Niederlage der königlichen Truppen endigte. Abel mußte fliehen, nur um sein Leben zu retten. Diese schimpfliche Niederlage, die ihm ein von ihm verachtetes Volk von Bauern und Schiffern beigebracht hatte, ergrimmte den König dermaßen, daß er Tag und Nacht auf Mittel sann, sich zu rächen.

Abel ging jetzt mit nichts Geringerem um, als mit dem Gedanken, den ganzen nordfriesischen Stamm, dessen Unabhängigkeitssinn ihm unerträglich war, auszurotten und wo möglich von der Erde zu vertilgen. Er warb deshalb ganz in der Stille während des Winters ein Heer und überfiel mit

diesem im nächsten Jahre Nordfriesland auf's Neue. Diesmal aber begnügte sich König Abel nicht, das reiche Land nur von einer Seite anzugreifen, er gedachte es zugleich von Ost und West zu beunruhigen, auf solche Weise die Bauern zu verwirren, ihre Streitkräfte zu zersplittern und dadurch sie leichter erdrücken zu können. Während ein Landheer über die Geest nach dem Eiderstedtischen zog, liefen Abel's stark bemannte Kriegsschiffe von der Nordsee in die Mündung der Eider ein, und nahmen auch von dieser Seite eine feste Stellung am Lande. In der Gegend von Oldesworth landete die Macht des Königs und verschanzte sich sogleich, während Abel selbst mit seinem Landheere sich an der Mildeburg aufstellte.

Die Friesen, welche einsahen, daß nur festes Zusammenhalten und einmüthiges Handeln sie retten könne, beschlossen, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Das Land der Westküste war damals noch nicht von den Fluthen der Nordsee in so viele Inseln zerrissen, wie heutigen Tages, und stark bevölkert. Es zerfiel in sieben einzelne Harden, die, weil sie aus Marschland und Inseln bestanden, sich die sieben Schiffsharden nannten. Diese vereinigten sich mit ihren sieben Bannern — denn jede Harde für sich führte ein eigenes Banner —.

auf der gemeinsamen Dingstelle, welche Burmans-wai (Bauermannsweg) genannt wurde. Hier entwarfen die Friesen ihren Schlachtplan, der in einem nächtlichen Ueberfalle auf das Lager des Königs bestand.

Inzwischen hatten Abel's Mannen, die bereits sechs Tage lang müßig lagen, das Land umher geplündert, und eine Menge Gold und Silber zusammengeschleppt, das in ihren Zelten aufgehäuft lag. Als nun das Heer der vereinigten Friesen im Dunkel der Nacht sie angriff — es war der 3. Juli 1252 — da entsetzte sich der König. Es war unmöglich, dem furchtbaren Andrange der wilden, erbitterten Friesen Stand zu halten. Abel und sein ganzes Heer dachten nur, wie sie sich retten möchten und zogen sich mehr fliehend als kämpfend nach der Eider, um hier ihre Schiffe zu besteigen und auf diesen das rettende Meer zu gewinnen. Allein während der Nacht war Ebbe eingetreten, die Schiffe lagen fest im zähen Schlick und konnten um keinen Preis flott gemacht werden. Gedrängt von den Friesen, die bereits mehrere Hunderte der Seinigen erschlagen hatten, mußte Abel sich einen Weg mitten durch das feindliche Land zu bahnen suchen. Er wandte sich nordwärts und als er eine Stelle erreicht hatte, wo ihn auf der einen Seite das Meer gegen

eine Umgehung schützte, beschloß er, es noch einmal mit den wüthenden Friesen aufzunehmen. Es entspann sich ein blutiger Kampf, worin auf beiden Seiten sehr Viele erschlagen wurden. Endlich aber siegte die Tapferkeit und das innige Zusammenhalten der Friesen. Die Dänen mußten weichen und abermals fliehen. Zum Angedenken an dies Gemetzel nannte man den Ort Königskamp, und noch heute weiß jeder Friese den Platz jener denkwürdigen Schlacht zu finden. Aber die Leiden dieses Tages sollten mit diesem ersten Zusammentreffen noch nicht zu Ende sein. Bei Koldenbüttel kam es abermals zum Gefecht. König Abel verlor wiederum viele der Seinigen und mußte endlich nördlich gegen die Geest flüchten. Allein auch dies rettete weder ihn noch sein Heer. Am sogenannten Milderdamme, der einzige Weg, der ihm offenstand, erreichten ihn die nachsetzenden Friesen zum dritten Male und drangen mit solcher Wuth auf ihn ein, daß nach den Berichten der Chronisten auch nicht Einer der Feinde entkam.

Bei den blutigen Kämpfen dieses Tages zeichneten sich vor allen die Friesen der Nordwestküste aus, die man wahrscheinlich ihres seegewohnten Lebens wegen Seehunde nannte (im Friesischen Sellager). Von ihnen blieben Viele im Kampfe,

weil sie mit unbändiger Wildheit sich in die dichtesten Heerhaufen der Feinde wagten.

Glücklicher als seine Begleiter war König Abel. Es gelang ihm auf seinem schnellfüßigen Streitrosse die Schaaren der in immer dichteren Haufen anstürmenden Friesen zu durchbrechen und nordwärts zu entkommen. Schon hatte er seinen Verfolgern einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen, schon sah er über den Saatfeldern den Silberspiegel des Meeres aufblitzen und hörte dumpf rauschend die ferne Brandung; da ereilte ihn unvermuthet das Geschick. Wie sein Bruder Erich in jenen Augenblicken, wo Gudmansoe seinen Leuten befahl, den Gefesselten auf der Schlei zu tödten, vorausgesagt hatte, so endigte der Brudermörder Abel. Als nämlich der eiligst Fliehende über den Milderdamm der Küste zusprengte, hob sich aus einem Gebüsch am Wege die riesige Gestalt eines Friesen von Pelworm. Die Chronisten bezeichnen den Mann als Rademacher. Mit hochgeschwungener Axt fiel er den fliehenden König an, schlug ihm das Schwert aus der Hand und zerschmetterte ihm mit gewaltigen Schlage den Schädel. Das geschah unfern der Stelle, wo sich heute die alterthümliche Stadt Husum am Ausflusse der Hewer in die Nordsee erhebt. Abel stürzte in den Schlamm und blieb

längere Zeit unbeachtet und unbeerdigt unter freiem Himmel liegen; denn die Friesen, welche ihn und sein Heer erschlagen hatten, betrachteten ihn als einen von Gott gezeichneten Missethäter.

Erst nach einiger Zeit erbarmten sich die Schleswiger des Erschlagenen. Sie hoben den im Schlick bereits halb versunkenen Leichnam Abel's auf, schafften ihn nach der Schleistadt und begruben ihn im St. Petersdome neben seinem Bruder Erich. Allein der Unselige hatte keine Ruhe in seiner Gruft. Nahe dem Orte, wo er den Beschluß gefaßt hatte, sich des verhaßten Bruders durch Meuchelmord zu entledigen, wo er durch einen feierlichen Meineid von der Blutschuld zu reinigen sich erfrechte, fanden sich die Zeugen des am König Erich verübten Frevels wieder ein. Zahllose Möven zogen von den öden Hallen der Jurisburg herüber zum Dome und umflatterten ihn unter nie endendem Klaggeschrei. Diese schrillenden Rufe der Möven schienen selbst die Wände der Gruft zu sprengen, denn die Domherren vernahmen, wie das Grab Abel's sich öffnete und sein Geist, von dem Jammerruf der Seevögel gepeinigt, ruhelos in den Gewölben des Domes umherirrte. Gebete und Seelenmessen, wodurch man den Spuk zu bannen hoffte, blieben erfolglos. Der Lärm ward in jeder Nacht ärger, so

daß den Domherren ein Grausen ankam, und die Ueberzeugung sich in ihnen festsetzte, der Unselige werde niemals Ruhe finden können in geweihter Erde. So beschloß man denn, Abel's Leichnam wieder aus seinem Grabe hervorzuholen. Ganz in der Stille, ohne alles Gepränge schaffte man den Sarg aus der Kirche fort, trug ihn westlich von der Stadt in das hinter dem Schlosse Gottorp sich fortziehende Gehölz, den Pölerwald, und versenkte ihn hier in einen Sumpf. Mitten durch den Sarg, also auch durch den Leichnam Abel's, trieb man einen spitzen, langen Pfahl, um die Leiche an die Erde zu binden und, so glaubte man, den Todten dadurch an gespenstischem Umgehen zu hindern.

Seitdem ward die Ruhe des Domes nicht mehr gestört, den gehofften Frieden des Grabes jedoch sollte Abel auch im Pölerholze nicht finden. An gewissen Tagen und Nächten im Jahre verließ der Unselige sein einsames, von allen Menschen gemiedenes Grab, schwang sich, in schwarze Stahlrüstung gehüllt, auf sein gespenstisches Roß und besuchte, durch die Luft im wildesten Galop fortsausend, gefolgt und umgeben von feuerschnaufenden Hunden, seinen ehemaligen Sitz auf der Schleiinsel. Dreimal umkreiste er die Zinnen der verfallenden Jurisburg, auf deren geschnörkelten Thurmspitzen,

Gesimsen und Vorsprüngen zahllose Möven saßen, und den nächtlichen Besuch mit Geschrei und Flügelschlag begrüßten. Kehrte Abel wieder zurück in sein Grab, dann verfolgte die düstere Gestalt eine Anzahl Möven, während die zurückbleibenden das alte Gemäuer und die Insel mit ihren Fittichen gleichsam bedeckten.

Jahrhunderte sind seitdem vergangen, die Jurisburg bis auf ein paar unscheinbare Mauerreste, die man nur mühsam entdecken kann, zerfallen, aber die rächenden Möven hat bis auf den heutigen Tag von der unfruchtbaren, kleinen Insel im Schleistrome noch keine menschliche Macht zu verscheuchen vermocht. Zu Tausenden nisten die graziösen Seevögel auf dem stillen Eilande, in dessen hohem Binsengestrüpp der Wind pfeift. Bei hellem Sonnenlicht glänzt ihr Gefieder wie polirtes Silber und einer merkwürdig leuchtenden Wolke gleich kreisen sie über dem fahlgrünen Erdflecke. Des Nachts flattern sie unruhig umher, schaukeln sich auf den Wogen der Schlei oder verbergen sich im schirmenden Binsengras.

Die gegenwärtige Generation weiß wenig mehr von den Geschicken, die sich an den unscheinbaren Inselbrocken in der Schlei heften; sie hat großentheils den Namen der Burg vergessen, die sich der-

einst mit ihren stolzen Thürmen und Hallen auf derselben erhob; aber von dem Grabe König Abel's im Pölerholze, von der Ermordung Erich's auf der Schlei bei Missunde und von den nächtlichen Wanderungen des Brudermörders nach der Insel und hinab bis an den Ort, wo er den Bruder tödten ließ, spricht noch jetzt alle Welt im Lande Schleswig. Das Volk glaubt an Abel's nächtliche Umgänge. Viele wollen die schwarze Gestalt des unseligen Königs in der Nacht vom neunten zum zehnten August um die Insel schweifen und dann wieder zurückkehren gesehen haben nach der verrufenen Waldung. Bisweilen steigt auch nach dem Volksglauben, gleich einer wunderbar glänzenden Fata Morgana, in tiefer Nacht die Jurisburg selbst über die Insel empor, von zahllosen Lichtern erhellt. Dann glätten sich die Wasser der Schlei und wer dieses nächtlichen Wundergebildes ansichtig wird und gerade auf dasselbe zuschreitet, den tragen die Wogen des Meerstromes ungefährdet hinüber auf die Insel, er kann die ehemalige Burg Abel's betreten und sich einen Theil der daselbst aufgehäuften Schätze zueignen.

Gegenwärtig ist der Ort, wo sich die glänzende Residenz Herzog Abel's erhob, ein wüster

Erdfleck, der nur einmal im Jahre von Menschen betreten wird. Beherrscher dieses unfruchtbaren Eilandes sind die Möven, weshalb dasselbe schon seit unvordenklicher Zeit den Namen „Mövenberg“ führt. Im Monat Juli, wenn die junge Brut flügge zu werden beginnt, wird an einem dazu bestimmten Tage Jagd auf die harmlosen Vögel gemacht, und dieser Tag ist für alle Bewohner Schleswig's ein Festtag. Die Insel in der Schlei wird auf ein gegebenes Zeichen, das aus drei Schüssen besteht, förmlich erstürmt, worauf die Mövenjagd, „das Mövenschießen oder der Mövenpreis“ genannt, beginnt. Diese Schlacht endigt mit Vernichtung der jungen Brut; die älteren Möven, sofern sie den Geschossen ihrer erbarmungslosen Verfolger entgehen, verlassen auf kurze Zeit die Schleiinsel, fliegen klagend meerwärts, gehen aber nur selten weiter östlich als bis Missunde. Hier streichen sie fort und fort über dem Wasserspiegel auf und ab, als müßten sie noch immer den Leichnam des rechtlos Erschlagenen auf dem Grunde der Fluth bewachen. Erst nach Wochen steigt der Mövenschwarm wieder aufwärts; es zeigen sich einzelne über der Stadt Schleswig, andere flattern auf- und niedersteigend um den zertretenen Grabhügel

ihrer Kinder, und noch ehe der Herbst eintritt, ist der Mövenberg, dieser Ort, wo sonst die Juris-burg thronte, von den weherufenden Vögeln, welche die Ermordung Erich's mit ansahen, wieder bevölkert.

IV.

Ein paar Originale.

Novellette.

In der ganzen Stadt gab es keinen erheiternderen Gesellschafter, als den alten Major, obwohl derselbe zu den eigensinnigsten und launenhaftesten Menschen gehörte, die man sich denken konnte. Claus — so wollen wir ihn mit seinem Taufnamen nennen — hatte die Feldzüge anfangs unter, später gegen Napoleon mitgemacht, Vieles erfahren und manche ehrenvolle Narbe aus diesen ihm selbst unvergeßlichen Zeiten nach Hause gebracht. Nach beendigten Kriegen diente er noch einige Jahre, weil er aber immer stumpfer ward, sich wohl auch mit manchem jüngern Kameraden, der weder Pulver gerochen, noch Kugeln pfeifen gehört, nicht vertragen konnte, so kam er um Pensionirung ein, die ihm denn auch bewilligt ward. Losgebunden von jeglicher Beschäftigung, zog sich Claus in seine Vaterstadt zurück und verbrachte seine Tage so gut er konnte, eine Aufgabe, deren Lösung nicht zu den leichtesten Dingen gehörte.

Die ersten Stunden jedes neuen Tages benutzte der alte Major dazu, seinen Burschen oder wie er selbst sagte — Bedienten tüchtig auszuschelten. Er nannte das: Dressiren, wohl auch: dem Menschen Raison beibringen, ein Wort, auf das er überhaupt sehr große Stücke hielt. Dieser Bursche machte dem gewesenen Kriegshelden nichts recht, mochte er die Sachen auch angreifen, wie er wollte. Stäubte er zuerst den Rock des Majors aus, so zankte der grämliche Mann, daß er sich nicht vor der Bearbeitung des Rockes mit den Stiefeln befaßt hatte; und richtete sich der Bursche am nächsten Morgen nach dieser Vorschrift, so schrie der alte Major wie besessen:

„Menschenkind, hast Du denn gar keine Raison im Hirnschädel? Was kommt eher, der Leib oder die Füße? Erst zieht man den Rock an und dann erst das Geschüht, und Dies und Das und Jenes!"

Kurz, es gehörte auf dieser unvollkommenen Erde jedenfalls zu den schwierigsten Aufgaben, dem launenhaften, streitsüchtigen alten Herrn irgend etwas zu Dank zu machen.

Hatte Claus seinen Diener sattsam ausgescholten und dadurch seinem Herzen Luft gemacht oder, was vielleicht eine richtigere Erklärung seines Wesens wäre, der uralten Gewohnheit des Befehlens

und Commandirens, die ihm zur andern Natur geworden war, Genüge gethan; so sann er nach, wie er den übrigen Tag am zweckmäßigsten und unterhaltendsten zubringen könne.

Dies hatte seine Schwierigkeiten, denn die Stadt war nicht sehr groß und, wenn auch volkreich, doch arm an geschäftslosen Leuten oder Herumtreibern von der interessanten Gattung. Gerade solcher Individuen bedurfte der Major, und es war deshalb keine seiner kleinsten Sorgen, wenn nicht gerade derartige Persönlichkeiten, so doch Menschen ausfindig zu machen, die gewisse Eigenschaften mit jenen immer an Zeit Ueberfluß leidenden Glücklichen gemein haben.

Nach ausgerauchter Morgenpfeife, wobei der Major Kaffee trank und malitiöse Glossen über die Morgenhaube der Bäckersfrau machte, die ihm gerade gegenüberwohnte, war er einigermaßen mit sich auf's Reine gekommen. Es leuchtete ihm nämlich dann plötzlich ein, daß der Tag so verbracht werden müsse, wie er deren nun schon mehrere Jahre hindurch jeden einzelnen verlebt hatte. Sobald dieser Entschluß in der Seele des Majors feststand, kehrte ihm auch die gute Laune oder das, was er so nannte, zurück. Claus befahl Hut und Stock, drohte seinem Burschen, der ihm Beides

brachte, mit letzterem, wenn er am nächsten Morgen nicht mehr Raison mitbringe und trollte ab.

Sein erster Gang war quer über die Straße nach einem Brunnen. Dieser Brunnen ärgerte den Major über alle Maßen, weil des Abends mindestens ein halbes Dutzend Dienstmädchen sich daselbst zusammenfanden, um über Liebe, Mondschein, über abscheuliche Zumuthungen ihrer Herrschaften, deren Liebhabereien, Launen und Eigenheiten, und über andere den meisten Dienstboten geläufige Dinge mehr ein Langes und Breites zu sprechen. Der Major nannte diese abendlichen Brunnenconvente das „Zurbankhauen“ der Herrschaften, und vergaß niemals, seinen Stock gegen den Brunnen selbst zu schwingen, als wolle er ihn fuchteln.

„Wenn ich Euch hätte,“ sagte er dann ingrimmig und mit martialischem Augenrollen zu sich selbst, „wenn ich Euch hätte, Ihr schürzentragenden Verleumder und Vernichter alles guten Leumunds, ich wollt' Euch Raison beibringen, wenn — ich nur dürfte!“

Natürlich gedieh dieser löbliche Vorsatz des wackern Majors nie zur That, weil die Gegenstände seines gerechten Zornes ihm niemals in die Hände kamen. Wäre dies aber auch geschehen, so erhoben sich sehr gegründete Zweifel, daß der alte

Krieger seinen Vorsatz ausgeführt haben würde, indem ein allerdings unverbürgtes Gerücht behaupten wollte, der fürchterlich anzuschauende Bramarbas sei trotz seines colossalen weißen Schnautzbartes doch ein seelenguter Kerl, und könne um alle Schätze der Erde weder Kindern noch Weibern irgend etwas zu Leide thun. Ein paar unberufene Lauscher, die allenfalls in die Rubrik der so sehr vermißten Herumtreiber gepaßt hätten, wollten sogar den greisen Kämpen an der Moskwa und auf den Ebenen von Leipzig in der Attitüde eines zärtlich Liebenden unfern des von ihm so gehaßten Brunnens bemerkt haben.

War der Major diesem gefährlichen Punkte glücklich entgangen und hatte das in schwingende Bewegung gerathene Rohr in seiner Rechten sich wieder zur Erde gesenkt, um als Stütze einen praktischen Nutzen zu leisten, so kam Claus an die Apotheke. Da blieb er stehen, schüttelte den Kopf und heftete seine weit offenen Augen auf die goldenen Buchstaben über der Thür, dann schüttelte er nochmals den Kopf, rückte ein wenig unwirsch an seinem Hute und öffnete sehr rasch die Thür.

„Einen Absinth!“ rief er dem Apotheker zu, scheinbar außerordentlich aufgebracht, indem er die

finsterste Miene, über die er gebieten konnte, annahm, und höchst unruhig auf und nieder ging. Reichte ihm der Diener den begehrten Morgentrank, so schüttelte sich der Major, leerte das Gläschen auf einen Zug, gab es zurück und sagte mit stolzem Lippenaufwurf:

„Menschenverderber, Geschmacksvertilger seid Ihr — Ihr Apotheker! Ein Mensch, der noch an der Natur hängt, die Natur liebt, und Dies und Das und Jenes, der muß Euch vermaledeien! Man riecht ja Eure Buden schon zehn Schritte weit; und soll einem ehrlichen, naturliebenden Menschen nicht ganz elend, ganz hinfällig zu Muthe werden, so muß er einen von Euern vertrakten Extrakten oder balsamischen Tränken blos seiner natürlichen Erhaltung wegen zu sich nehmen, und Dies und Das und Jenes. Adieu!“

Stolz mit dem Kopfe nickend und dem Provisor oder wer sonst etwa da sein mochte, einen wüthenden Blick zuwerfend, entfernte sich der Major wieder, um seinen ferneren Tagesgeschäften nachzugehen. Richtig gezählt, wiederholte sich dieser Morgenbesuch des alten Herrn im ganzen Jahre genau dreihundertundfünfundsechzig Male, vorausgesetzt, daß nicht ein ernstliches Unwohlsein ihn von einen üblichen Geschäftsgängen zurückhielt.

Drei bis viermal fand Claus noch Gelegenheit sich zu ärgern, bevor er das Haus des Uhrmachers Peter erreichte, dem er nie vorüberging. Was ihn dort festhielt oder richtiger hineinzog, möchte schwer zu sagen sein. Peter war Alles eher, als ein gefälliger Mann oder ein unterhaltender Gesellschafter, wenigstens zeigte er diese Eigenschaften, sofern er sie besaß, nur höchst selten, und dann auch nur in Gegenwart von Personen, die er ganz besonders hochhielt. Man mußte daher wohl oder übel der Ansicht vieler Spottvögel beipflichten, deren Behauptung darauf hinauslief, daß der grämliche, über alle Welt schimpfende, mit nichts zufriedene Major nur deshalb den Uhrmacher so regelmäßig besuche, weil der Eigensinn dieses sonderbaren Mannes etwas seinem eigenen Geiste sehr Verwandtes habe. Einem tausendfach erprobten Naturgesetze zufolge, stößt Gleichartiges, Verwandtes sich ab, während Ungleichartiges, Verschiedenes sich anzieht, weil es sich gegenseitig ergänzt. Bei dem Verkehr zwischen Claus und Peter machte die Natur eine Ausnahme von dieser Regel, wenn nicht etwa der ewige Unfriede, welcher zwischen beiden Männern herrschte, das räthselhafte Band bildete, das sie so innig verknüpfte. So oft der alte Major in des Uhrmachers Zimmer trat, legte dieser auch schon

die Stirn in höchst bedenkliche Falten, wendete den kleinen, klugen Kopf mit den scharfen, sinnend blitzenden Augen halb seitwärts, und sagte auf den barsch klingenden Morgengruß des alten Soldaten verdrießlich:

„Danke schön! Ist der ewig müßige Mann schon wieder im Gange?“

Der Major hatte inzwischen seinen Stock in die Ecke gestellt und stülpte jetzt seinen Hut darauf, während er, sich umkehrend, etwa wie ein böser Kettenhund, der Lust zum Beißen hat, mit grimmig verzogenem Munde versetzte:

„Meint der Herr unzünftige Tausendkünstler ein Geschöpf Gottes sei einer Uhr, einem so erbärmlichen Menschenmachwerk zu vergleichen?“

„O nein, nicht immer, doch bisweilen,“ versetzte trocken der Uhrmacher. „So weit wenigstens meine Menschenkenntniß reicht, sind unter hundert Menschen höchstens die Hälfte so gut gerathen, daß sie den Vergleich mit einer gut gebauten Uhr aushielten.“

Der Major strich sich seinen Schnurrbart, brummte einige unverständliche Worte und nahm an der Werkstätte des fleißigen Uhrmachers Platz, indem er seinen unerständlich begonnenen Satz mit den ihm geläufig gewordenen Aushilfsworten „Und Dies und Das und Jenes“ endigte.

„Was macht man da?“ fragte Claus nach kurzer Pause den emsig arbeitenden Mann, der sich gar nicht um seinen Besuch kümmerte.

„Man arbeitet,“ versetzte Peter.

Der Major hustete und drehte sich abermals den Schnurrbart.

„Man treibt da ein sehr untergeordnetes Geschäft,“ sagte er, die Nase rümpfend.

„Meint man?“ erwiderte Peter, ohne aufzusehen. „Wohl möglich! Es sind nicht alle Menschen zum ewigen Ruhen berufen.“

„Was versteht der Herr Uhrmacher darunter?

„Ganz genau das, was der Herr Major außer Diensten vom ersten Januar bis zum letzten December das ganze Jahr hindurch treibt.“

„Man wird beleidigend,“ fuhr der Major auf, „und Dies und Das und Jenes!“

„O ja,“ sagte Peter, „über Euer Ruhen ließe sich Dies und Das, überhaupt sehr viel sagen. Leider nützt es nichts, denn Sie sind ja doch ein unverbesserlicher Mann.“

„Herr Peter,“ versetzte der Major, „wenn man unverbesserlich ist, so kommt dies daher, daß der Soldat der einzige Mensch auf der Welt ist, welcher wirklich Gutes stiftet. Ohne Militär gäbe

es gar keine Welt mehr, und Dies und Das und Jenes."

Das war dem Uhrmacher denn doch zu viel. Er legte den feinen Schraubenzieher, dessen er sich eben bedient hatte, nieder und schob das Vergrößerungsglas, durch das er häufig sah, zurück. Die Miene, mit welcher er seinen Gast betrachtete, hatte etwas unbeschreiblich Komisches, weil sie der treue Spiegel dessen war, was in seinem Innern vorging.

„Wären Sie nicht ein alter Mann," sagte er nach kurzem Besinnen, „so würde ich Ihnen eine Antwort auf diese Behauptung geben, über die Sie zusammenschräken."

„Ich schrecke über gar nichts zusammen," versetzte der Major.

„Nicht? ich glaub's doch!"

„Man hat Pulver gerochen, mein Lieber," warf sich der alte Krieger in die Brust, „man hat gekämpft, man ist decorirt, und Dies und Das und Jenes!"

„Zugegeben," fiel Peter ein, „aber man vergißt, sich zu sagen, was man sich doch vor Allem sagen sollte."

„Und das wäre?"

„Daß, wenn man spricht, wie man eben

spricht, und wenn man sich beträgt, wie man sich beträgt, man doch trotz Pulvergeruch, ehrenvollen Wunden und Orden ein completer Narr sein kann. Ja, ja, ja so ist's!“ fuhr der Uhrmacher bekräftigend fort. „Und wenn Sie sich auf der Stelle in eine Brandrakete oder in eine Bombe verwandeln, die im Begriff steht zu platzen, ich nehme mein Wort nicht zurück!“

„Und Dies und Das und Jenes,“ schloß Claus die Rede seines Gegners, denn er war über das eben Vernommene so erstaunt, daß er alle Mühe hatte, sich zu fassen.

Der Uhrmacher, welcher bei seinen sonstigen ausgezeichneten Eigenschaften eine merkwürdige Abneigung gegen das Militär besaß und deshalb, um im eigenen Lande der Militärpflicht zu entgehen, sogar ausgewandert, später jedoch wieder zurückgekehrt war, nahm jetzt, nun er sich ausgesprochen, seine Arbeit wieder auf, und fuhr darin fort, als wäre gar nichts vorgefallen.

Der Major machte einige Male die Runde im Zimmer, das zu klein war, um bequem darin auf- und abschreiten zu können. Nach Verlauf einiger Minuten trat er hinter Peter's Stuhl und klopfte dem fleißigen Arbeiter sanft auf die Schulter.

„Was beliebt? fragte der Uhrmacher.

„Die Uhrmacherei ist eine schöne und nützliche Kunst!“ sagte der Major.

„Das ist sie,“ meinte Peter. „Uebrigens braucht das gar keines besonderen Beweises. Wer's nicht einsieht oder nicht freiwillig zugeben will, läßt's bleiben.“

„Sehr wahr und darum sag' ich nochmals: die Uhrmacherei ist eine schöne und nützliche Kunst.“

Der Major entfernte sich wieder, um abermals seinen Rundgang durch's Zimmer anzutreten. Peter lachte heimlich, ohne daß der alte Soldat etwas davon bemerkte. Als dieser wieder in die Nähe des Uhrmachers kam, schlug er heftig auf dessen Stuhllehne, indem er sagte:

„Und über die Kriegskunst geht doch nichts auf der Welt, das hat Napoleon bewiesen!“

„Bis die Uhr ihm anzeigte, daß seine Zeit abgelaufen,“ ergänzte mit malitiösem Tone der Uhrmacher.

Der Major brummte und drehte seinen Bart, ohne das Rundgehen im engen Zimmerraum aufzugeben.

„Es ist elf Uhr, weiß man das?“ sagte er nach einigen Rundgängen.

„Man weiß es,“ erwiderte Peter.

„Nun?“

„Und was?

„Und Dies und Das und Jenes,“ erwiderte der alte Soldat.

Peter lachte wie ein Spitzbube. Er feilte, daß es schrillte und einem beim Hören dieses unangenehm schrillenden Tones die Gänsehaut überlief. Dann kehrte er sich rasch nach dem Kreisläufer um und fragte:

„Will man als ächter alter Kriegsmann vielleicht einen Rum haben?

„Man ist kein Trainknecht, Herr Uhrmacher!“

„Nein, man ist ein Major.“

„Majore und Obristen trinken nur Wein.“

„Falls sie Wein erhalten.“

„Fehlt er, so dürsten sie lieber.“

„Oder behelfen sich der Abwechselung halber mit einfachem Wasser.“

„Und Dies und Das und Jenes!“

Der Major stimmte jetzt „den alten Dessauer“ an. Diese Melodie konnte der Uhrmacher gar nicht leiden. Er ward unruhig auf seinem Sessel, er feilte ungleich und verdarb sich damit die Arbeit. Auf einmal warf er die Feile von sich, zerschlug die begonnene Arbeit mit einem Hammer auf dem Schraubstocke, daß die Messingstückchen links und

rechts zur Erde fielen, kehrte sich rasch auf seinem Sessel um, schlug beide Hände über das linke Knie und stimmte aus Leibeskräften das bekannte „Mantellied“ von Holtei an.

In der Kunst des Gesanges war jedoch Peter kein Meister. Er sang geradezu fürchterlich, weil er gar keinen Begriff von Melodie hatte. Da sich der Major nicht im Texte stören ließ, sondern seine Stimme nur stärker erhob, so begann jetzt zwischen beiden einander feindlich gesinnten Männern ein Wettgesang, der seines Gleichen suchte. Der Uhrmacher schrie, daß die Fensterscheiben nachklangen, und der Major, dessen Stimme immer heiser klang, schlug oder trat vielmehr den Takt zu seinem Dessauer, daß alle Möbeln im Zimmer wackelten. Dies seltsame Concert ward mit anerkennenswerther Ausdauer consequent zu Ende geführt, und als ziemlich zugleich die unberufenen Sänger ihre Stimmübungen einstellten, sahen sie einander Beide so verzweifelt komisch in's Gesicht, daß sie sofort in ein laut schallendes Gelächter ausbrachen.

„Das sind die Folgen Eures Eigensinnes,“ sagte der Major, sich die hellen Thränen aus den Augen wischend.

„Umgekehrt!“ versetzte der Uhrmacher. „Ohne

Ihren vermaledeiten Marsch hätte ich mir das beinahe fertige Spindelrad nicht zerbrochen."

„Ein durstiger Mensch ist zu allen Dingen fähig," meinte, eine ernsthafte Miene annehmend, der Major.

„Das ist auch so eine Gewohnheit, die Ihr im Felde oder in den Wachstuben annehmt. Immer wollt Ihr trinken, und kommt man Euern Wünschen nicht sogleich nach, so gibt's allemal Spektakel."

„Und Dies und Das und Jenes," sagte der Major schmunzelnd, denn er wußte, daß er nahe daran war, seinen Zweck zu erreichen.

Der Uhrmacher stand auf und schlurfte nach einem Wandschranke. Auf halbem Wege blieb er stehen und kehrte sich nochmals um.

„Man kann also keinen Rum brauchen?" fragte er. „Rum, besonders recht scharfer, der wie eine Raspel in der Kehle kratzt, ist sonst ein recht wirksames Getränk."

„Donner Paraplüie!" rief der Major, begann den Takt zu treten und fiel sofort wieder in die Melodie des Dessauers.

Peter zog sein Taschentuch, um sich die Ohren damit zuzubinden, machte eine abwehrende Handbewegung und nahm ohne längeres Säumen,

aber seufzend eine Flasche Wein und zwei leere Gläser aus dem Schranke.

Der Major schwieg, als er diese Vorbereitungen seines Gegners gewahrte, Peter stellte Flasche und Gläser auf den Tisch. Während er die Flasche entkorkte, sagte er:

„Das nennt man meines Wissens Contribution eintreiben. Im Kriege, habe ich mir sagen lassen, soll Dergleichen bisweilen gestattet sein, im Frieden ist's ein Verbrechen.“

Während der Uhrmacher diese Peroration hielt, hatte er die Gläser halb voll geschenkt. Der Major ergriff eins derselben und hielt es Peter hin.

„Ich bin ein Feind des halben,“ sprach er mit martialischem Tone, mit der Linken seinen langen Schnautzbart kräuselnd. „Noch ist diese Art, einen Freund in Contribution zu setzen, nicht verboten, und deshalb bitte ich mir ein volles Glas aus. Es ist nur der Versöhnung wegen, und Dies und Das und Jenes.“

Der Uhrmacher fügte sich dem Unabwendbaren, ja er ließ sich sogar herab, dem alten Helden ein zweites Glas voll zu schenken. Als dies geschehen war, machte er sich eilig daran, die angebrochene Flasche mit Lack fest zu versiegeln.

„Wozu dies? fragte der Major der als ein

Kenner, den ersungenen Wein mit innigem Behagen schlürfte.

„Damit die Blume nicht verduftet," entgegnete Peter lächelnd. „Auch will ich Euch bei Zeiten den Appetit darauf verderben."

„Man vergesse nicht, daß aller guten Dinge drei sein müssen," warf feierlich der alte Major ein.

„Das Weintrinken zähle ich nicht unter die guten Dinge," meinte Peter. „Zwei Glas auf einmal darf man einer ausgepichten Kehle wohl gestatten, das dritte wäre unbedingt vom Uebel, indem es entweder in die Füße fällt oder zu Kopfe steigt. Beides verursacht Unordnungen, und der Herr Major wissen sehr wohl, daß ich ein ordnungliebender Bürger bin."

Peter verschloß somit die Flasche wieder und der Major begnügte sich mit einem mißbilligenden Kopfschütteln. Der Genuß des Weines hatte ihn in die beste Laune versetzt.

„Wenn man so fortfährt," sprach er zu Peter, der sich wieder mit seinen Uhren beschäftigte, so wird man ein Geizhals, d. h. ein unausstehlicher, widerwärtiger Mensch, und Dies und Das und Jenes."

„Hat nichts zu bedeuten," erwiderte spöttisch der Uhrmacher. „Besser geizig sein, daß die eigenen

Eingeweide im Leibe sich gegenseitig erwürgen, als einer Pension zu Liebe nichts thun."

„Peter, man ist sehr grob," sprach würdevoll der Major.

Peter's verschmitzte Augen glänzten noch heller als gewöhnlich, als er darauf antwortete:

„Hat endlich der Bürger den Militär tüchtig an der Hüfte gepackt? Seht, das freut mich. Sobald der Mensch sich ärgert, befindet er sich auf dem Wege der Besserung. Und ist man einander etwas feind geworden, so bereitet eine gründliche, wohlthuende Versöhnung sich bereits im Stillen vor."

Der Major strich sich seinen gewaltigen Bart, auf den er fast noch stolzer war, als auf sein Majorspatent.

„Ist der Bürger jetzt fertig mit seinen Bemerkungen?" fragte er.

„Vorläufig ist er's," versetzte Peter, „es soll damit aber nicht gesagt sein, daß er's für alle Zeiten sei."

„Man kann zugeben," erwiderte der Major, „daß der Bürger in vielen Dingen Recht hat, dennoch aber ist eine Pension eine ehrenvolle Auszeichnung für erworbene Verdienste, und Dies und Das und Jenes."

„Und das soll eine Rechtfertigung sein?" lachte

Peter. „Major, Major, wißt Ihr, was das heißt: „Tohu wabohu?“

„Russisch verstehe ich nicht.“

„Ich auch nicht, Major, aber etwas Hebräisch habe ich gelernt, um die Bibel einzusehen und das Pastorenlatein zu controliren. Das hat sein Gutes, Major. Sie kriegen einen dann nicht leicht unter.“

„Ist gut Peter, allein Gehorsam ist doch noch besser, und Dies und Das und Jenes.“

Der Major heftete seine Blicke mit seltsamem Ausdruck auf den Wandschrank. Peter bemerkte es und freute sich, wie ein Schalk.

„Jenes?“ wiederholte er lächelnd und auf den Schrank deutend. „Nun, für heute bleibt Jenes besser verschlossen.“

„Donner Paraplüie,“ brummte der Major, den Kopf schüttelnd. „Wie gut, daß nur wenige Bürger ein so verstocktes Herz, einen so unbeugsamen Kopf besitzen, als Ihr. Die Welt würde sonst zerbrochen, zerhauen und zerschossen werden müssen, und Dies und Das und Jenes.“

„Halb ein Uhr,“ sagte Peter.

„Wie?“ rief Claus. „Schon halb ein Uhr? Ei, so schlag' Dich das Wetter! Das kommt von Eurem nichtswürdigen Schnack, Mann der Zeitmesser! Hättet auch was Besseres thun können, als

mich um mein Mittagessen bringen, und Dies und Das und Jenes!“

„Hab' den Herrn Major nicht invitirt,“ sagte Peter.

„Wird auch nicht wieder kommen, der Major, der — Kämpfer auf manchem blutgedüngten Schlachtfelde,“ versetzte Claus stolz. „Adieu, falscher Räderdreher, und Dies und Das und Jenes.“

Scheinbar höchlichst erzürnt eilte der alte Major seinem Speisehause zu, während Peter ihm lächelnd nachsah, wohl wissend, daß er am nächsten Tage zu gewohnter Stunde wieder bei ihm eintreten werde. Hätte der alte Soldat seine Drohung, nicht wieder zu kommen, wahr gemacht, so würde Peter unglücklich gewesen sein, denn konnte der Major für ein Original gelten, so hatte der viel jüngere Uhrmacher wenigstens alle Anlage, mit der Zeit ein noch viel größeres Original zu werden. Beide Männer fühlten sich einsam, verlassen, wenn sie sich auch nur einen Tag nicht sehen und sprechen, nicht mit einander streiten konnten.

An ein Wegbleiben des Majors war indeß nicht zu denken, so lange seine etwas stumpf gewordenen Gliedmaßen ihn nur tragen wollten. Deshalb blieb er auch nicht aus. Stets trat er zu gewohnter Stunde in des Uhrmachers Arbeits-

zimmer, und immer nahm das Gespräch der beiden wunderlichen Männer fast die gleiche Wendung, weil die Gegenstände, für welche sie sich interessirten, stets dieselben blieben. Da warf ein heftiger Schlaganfall den Major eines Tages unerwartet auf's Krankenlager.

Sein dienstbarer Geist hatte nicht Zeit, den Freunden des alten Kriegsmannes diesen Unfall anzuzeigen. Auch der Uhrmacher erfuhr nichts davon. Als nun der Major um die übliche Stunde nicht kam, und es dem fleißigen Arbeiter an Unterhaltung, an Stoff zu lustigem Disput fehlte, ward ihm sein eigenes Zimmer zu eng. Eine Stunde lang hielt er es aus, obwohl die Arbeit in keiner Weise fördern wollte. Dann warf er Alles bei Seite, zog einen Frack an, dessen lang geschwänzte Schöße einige Aehnlichkeit mit dem berühmt gewordenen Frack des Doctor Eisele hatten, drückte einen schauerlich gearbeiteten alten Filzhut auf das spärliche blonde Haar, das in ungeordneten dünnen Löckchen um die höchst intelligente Stirn spielte, und machte sich eiligst auf den Weg nach der Behausung seines unentbehrlichen Freundes und Widerparts.

Peter erschrak über das Aussehen des Majors. Er mußte sich beim Erblicken des alten Mannes,

den er, wie er erst jetzt recht fühlte, von Herzen lieb hatte, gestehen, daß derselbe bald ein stiller Mann sein werde. Es war jedoch gegen die Natur des Uhrmachers, den Kranken dies merken zu lassen. Deshalb nahm er denn eine heitere Miene an und sprach, indem er seinen formlos gewordenen Hut auf einen Stuhl warf, zu dem Gelähmten:

„Was zum Henker hat der Herr denn gemacht? Ist das eine' Manier, beschäftigte Menschen von ihrer Arbeit fortzulocken, wenn man Lust hat, ein Langschläfer zu sein? Heraus aus den Federn, alter Freund! Das lange Zubettliegen ist höchst ungesund, und für einen Kriegsmann obendrein auch höchst unziemlich."

Der Major sah Peter mit einem unbeschreiblichen Blicke an.

„Ordnungliebender Bürger," versetzte er mit matter Stimme, „man wird sich am längsten über meine Zudringlichkeit beklagt haben. Die letzthin angebrochene Flasche Wein, die Euch so viel Stirnrunzeln verursachte, wird kanig werden, denn Ihr seid zu geizig, um Euch selbst ein Labsal zu gönnen. Der große Feldherr kommandirt mich ab, ich hab's schon gehört! Nun, sei's darum. Aber Ihr, armer Mann, Ihr dauert mich. Denn wenn ich Euch nicht mehr werde Veranlassung geben, Euch selbst

eine Güte zu thun, müßt Ihr wahrhaftig zu einer Schindel zusammentrocknen, und Dies und Das und Jenes."

„Ah bah!" erwiderte Peter. „Mache der Herr Major sich keine Gedanken! Was wird's weiter sein? Ein Prellschuß. Ein paar Tage machen Alles wieder gut. Aber recht ist und bleibt es nicht, daß ich eines müßiggängerischen Menschen wegen mir die Zeit verderbe und wohl gar meine Kunden verscheuche."

Der Major lächelte. Er reichte dem Uhrmacher mit einiger Mühe die Hand und sagte:

„Peter, es ist wahr, Sie sind mein Widersacher, aber fehlen werden Sie mir doch — drüben, so wahr ich demnächst sterbe, und Dies und Das und Jenes!"

„Das ist noch das erste vernünftige Wort, alter Krieger, das ich von Ihnen vernommen habe," betheuerte der Uhrmacher, indem er verstohlen eine Thräne zerdrückte. „Ich weiß nicht, wie's werden soll, wenn's wahr wäre, was Sie da sagen. Mit wem soll ich mich denn unterhalten? Wer gibt mir Anlaß zu Streit und Zank? Und mit wem streitet sich's so angenehm, so erfrischend, daß einem ganz wohl, so recht innerlich vergnügt und selig dabei wird?"

„Sehr wahr, sehr wahr!" seufzte der Major.

„Ich fürchte, die ganze alte Kameradschaft zusammen, die ich drüben zu finden hoffe, ist noch kein halber Peter! O, wie unvollkommen ist doch die Welt, und Dies und Das und Jenes!“

Peter fühlte sich von dem Schmerze des Majors so ergriffen, daß er nicht länger zu bleiben vermochte. Eine trotzige Miene erkünstelnd, stand er rasch auf, nahm seinen Hut und reichte mit halb abgewandtem Gesicht dem Kranken die Hand.

„Bessern Sie sich, Major,“ sagte er, „denn es ist verdammt langweilig, Kranke zu unterhalten. Und die Zeit, die Zeit! Mann des Nichtsthuns, Sie wissen gar nicht, was die Zeit werth ist. Wüßten Sie's, so lägen Sie nicht im Bett, wie ein Klotz! Na, adieu, adieu! Da Sie doch zu bequem sind, um zu mir zu kommen, muß ich mich ja wohl wieder her bemühen.“

Peter wartete keine Antwort ab. Er eilte heimwärts, fand aber nirgends Ruhe. Arbeiten konnte er durchaus nicht. Es war ihm ordentlich lieb, als noch spät Abends der Diener des Majors ängstlich zu ihm kam und ihn bat, seinen Herrn nochmals zu besuchen. Er wußte, daß er den alten Freund zum letzten Male sprechen werde, aber er hatte doch die Freude, ihn wenigstens noch einmal

hart und derb anzureden. Wenige Minuten später stand Peter neben dem Bett des Kranken.

„Nun, was gibt's denn?" sprach er zu dem matt Athmenden. „Gar holen läßt man einen fleißigen Bürger? Es ist unverzeihlich, Major!"

„Thať's auch nur," flüsterte Claus, „um Ihnen zu sagen, daß Sie der gröbste Mensch sind, der mir je vorgekommen. Es ist wahr und gut gemeint. Gott schütz' Euch!"

„Sie werden doch nicht Ernst aus Ihren Reden machen?" sagte Peter, seine Bewegung mit Mühe bekämpfend.

„Es ist — Retiré — geblasen," stammelte der Major. „Da lügt man nicht — und Dies und Das und Jenes."

Er begann zu röcheln. Peter ergriff die Hand des Sterbenden. Ein paar Thränen fielen darauf. Der Major sah den Uhrmacher mit brechendem Auge freundlich, mild, glücklich an. Er lächelte.

„Adieu, Rechthaber," lallte er kaum hörbar. „All' ist's, und Dies und Das und Jenes."

Wenige Minuten später war der Major eine Leiche und Peter schluchzte, als sei ihm ein geliebtes Weib gestorben. Man sah ihn lange nicht wieder froh.

V.

Der glückliche Schmuggler.

Novelle.

1.

Das Hotel am Strande war ungewöhnlich stark besucht. Vergnügungsreisende, deren in der schönen Jahreszeit viele ankamen, wählten dasselbe zu ihrem Aufenthalt wegen der prächtigen Aussicht auf's Meer, das Tag und Nacht von vorübersegelnden Schiffen bedeckt war. Geschäftsreisende aber pflegten in dem renommirten Gasthause aus alter Gewohnheit und in Folge vielfach erhaltener Empfehlungen zu logiren. Außerdem verstand der Wirth mit jedem Fremden in einer Weise zu verkehren, daß auch schwer zu Befriedigende von dieser zuvorkommenden Behandlung sofort gewonnen und an das Haus gefesselt wurden. Die Küche, in unsern Tagen ein sehr wesentliches Bedürfniß, konnte in jeder Beziehung für ausgezeichnet gelten. Sie war nicht einseitig, sondern vereinigte gewissermaßen das Beste, was dem guten Geschmacke verschiedener Nationen zusagt.

In einem so eingerichteten Hotel befindet sich der Reisende immer wohl, denn er vermißt bei einer Menge ungewohnter, aber anziehender Genüsse, die Bequemlichkeiten des eigenen Hauses nicht. Kein Wunder also, daß Wirth und Gäste sich in erwähntem Hotel wohl befanden und stets auf einem freundlichen, keineswegs aber auf einem vertrauten Fuße unter einander lebten. Der Besitzer des Hotels war viel zu klug, um nicht einzusehen, daß nur ein gewisses vornehmes, aber stets in den gefälligen Formen geschmeidigster Höflichkeit sich bewegendes Fernhalten von den Einkehrenden ihm seinen Ruf bei den Reisenden sichern könne.

Im Juli 18.. hatten sich eine ziemliche Anzahl Geschäftsreisender daselbst zusammen gefunden, die Folge eines dreitägigen Unwetters, in Folge dessen man sich dem stürmischen Meere nicht anvertrauen wollte. Die Wogen des Oeresundes rollten tobend und zischend über den Strand weg, und daß es weiter draußen im Kattegat noch viel schlimmer stürme, wußte man aus Erfahrung. Alle Reisende, welche nach Schweden wollten, beschlossen deshalb besseres Wetter abzuwarten, und da Hotel K. ein ganz vortrefflicher Ankerplatz war, beeilte sich Keiner der jungen Söhne Merkur's, denselben zu verlassen. Der gute Tisch, der feine Wein, die anregende

Unterhaltung einer auserwählten, zahlreichen Gesellschaft waren gar zu fesselnde Gegenstände, die man in solcher Weise schwerlich alsbald wiederfand.

Einer dieser Reisenden, jung, äußerst beweglich und von dem besten Humor trug am meisten zur Unterhaltung der Gesellschaft bei und war deshalb bei Allen wohl gelitten. In Anordnung gesellschaftlicher Spiele, im Aufgeben heiterer Charaden, im Erfinden irgend einer belustigenden Scherzunterhaltung that es ihm Keiner zuvor.

So verstrichen denn die wenigen Tage, die man genöthigt war, meistentheils in geschlossenen Räumen zuzubringen, sehr schnell, und als ruhige Luft eintrat, die Wogen sich glätteten und der wärmste Sonnenschein Viele an die Nothwendigkeit der Abreise mahnte, gab es manch unzufriedenes Gesicht unter den Zurückbleibenden sowohl wie unter denen, welche sich zur Weiterreise rüsteten.

Auch unser junger Kaufmann, der Ewald heißen mag, schien über Nacht seine Laune verloren zu haben. Er packte brummend Koffer und Hutschachtel, die beide sehr compendiös waren und eine Menge Fächer und Kapseln enthielten, warf dabei mit seinen Sachen herum, als verdrösse es ihn, daß er sich damit befassen sollte, und kam in seiner Mißstimmung mit dem Einpacken durchaus nicht zu Ende.

Bald ward das eine Kleidungsstück zu sehr gedrückt, bald ließ sich dort ein leerer Raum nicht zweckmäßig ausfüllen.

Dies Alles machte den jungen Mann, der sehr accurat war, immer verdrießlicher und veranlaßte ihn endlich, Koffer und Hutschachtel nochmals auszupacken, um mit größerer Vorsicht und Ruhe ein besseres Resultat zu erzielen. Dabei glitt eine Rolle mit seidenen Stoffen auf die Diele herab, die Ewald's Reisegefährte, der sich ihm unterwegs angeschlossen hatte, weil ihr Reiseziel dasselbe war, aufhob.

„Was enthält das Papier?" fragte Adalbert, die Rolle in der Hand wiegend.

„Seide," versetzte Ewald trocken.

„Und wo gedenken Sie diese unterzubringen?"

„Wo ich Platz finde."

„Aber doch wohl nicht in Ihrem Koffer oder Ihrer Hutschachtel?"

„Warum denn nicht? Soll ich mir etwa ein carmoisin seidenes Kleid um den Kopf winden oder mir ein Paar Negligébeinkleider daraus machen lassen? Es wäre wenigstens etwas Neues, und bei meinem in's Orientalische spielenden Teint müßte ich mich in solcher halbtürkischen Tracht gar nicht übel ausnehmen."

„Jedenfalls würde Sie dann Niemand mit Fragen behelligen," sagte Adalbert.

„Wer hätte dazu überhaupt ein Recht?"

„Die Zollbeamten," erwiderte der Vorige trocken.

Ewald unterbrach seine Beschäftigung und sah den Reisegefährten fragend an.

„Glauben Sie, daß man diese paar Ellen Seidenzeug für einen Einfuhrartikel erklären wird?"

„Ganz gewiß."

„Auch wenn ich versichere, daß sie zu einem Geschenk bestimmt sind?"

„Auch dann. Man ist überhaupt an der schwedischen Küste ungemein streng," fuhr er fort. „Ich habe in dieser Hinsicht Erfahrungen gemacht, die nicht zu den erfreulichsten gehören. Unter allen ausländischen Artikeln fahndet man aber auf keinen so sehr, wie auf Seide, namentlich auf seidene Gewebe. Die Steuer auf alle seidene Stoffe ist sehr hoch, und wer das Unglück haben sollte, auf der That als Schmuggler solcher Stoffe ertappt zu werden, der würde eine bedenkliche Erleichterung seiner Börse spüren, der Unannehmlichkeiten, die sonst noch damit verknüpft sein möchten, gar nicht zu gedenken."

„Ach was!" versetzte Ewald. „Ich reise schon zehn Jahre, habe Frankreich und England besucht, wo die Zollbeamten wahrhaftig auch nicht zu den

höflichsten Menschen zählen, und überall geschmuggelt. Wie sollte man denn bestehen in jetziger Zeit, wenn man die theuersten Luxusartikel noch zum Ueberfluß alle versteuern wollte! Dann hätte ja der Staat den meisten Profit von allem Handel, nicht der Kaufmann. Wenn ich mich plagen soll, will ich auch tüchtig verdienen, und in der Voraussicht, ein glänzendes Geschäft zu machen, wage ich etwas. Das ist einmal mein Princip und dabei bleibe ich."

„Ich will Sie Ihrem Princip nicht untreu machen," versetzte Adalbert. „Ich habe Sie gewarnt, das war meine Schuldigkeit. Wollen Sie meine gut gemeinten Winke nicht beachten, so bleibt Ihnen dies unbenommen, nur verlangen Sie keinen Beistand von mir, wenn Sie sich etwa festrennen sollten. Die Schweden sind schlau — ich kenne sie — und besonders auf diesem stark besuchten Küstenpunkte placirt die Regierung stets die allerfeinsten Köpfe mit Augen, welche zehn Hüllen durchschauen und hinter den gleichgiltigsten Gesichtern gerade die verschlagensten Schelme vermuthen."

„Gut." sagte Ewald entschlossen. „Gerade, weil die schwedischen Herren sich so schlau dünken, wird es mir Vergnügen machen, sie zu überlisten. Diese zwei seidenen Kleider hier, neuestes Lyoner

Fabrikat, wie Sie bemerken werden, verzolle ich nicht — sie werden geschmuggelt!"

„Ich möchte wirklich wissen, wie Sie das anfangen wollen, College."

„Das sollen Sie gleich erfahren," fuhr Ewald fort, der in Erwartung eines glücklich durchzuführenden Scherzes seine gute Laune wieder erhalten hatte. „Sehen Sie hier diesen Stock, ächter Bambus, köstlich gearbeitet, mit einem Griff, der mich zwei Friedrichsd'or kostet. Dieser Stock, ein Möbel, das ich gar nicht entbehren kann, wenn ich mit Glück flaniren oder rentable Geschäftsgänge machen will, hat genau die Länge meines Regenschirmes. Um diesen Capitalstock nun wickele ich meine kostbaren Lyoner Seidenstoffe, stülpe darüber den Ueberzug des Schirmes und versenke die so geschützten Schätze in den finstern Schacht meiner meisterhaft gearbeiteten braunledernen Schirmkapsel. Sie führen keinen Schirm, wie ich bemerke, Sie werden also mit diesem Pseudo-Regenschirme in der Hand die schwedische Erde betreten und so als wahrhaft theilnehmender Freund sich bei meinem schlau ausgedachten Schmuggelgeschäft reell betheiligen."

„Den Henker will ich thun," sagte Adalbert lachend. „Wer mag den argusäugigen schwedischen Zollbeamten trauen. Ich wäre ein unglücklicher

Mann, ergriffen sie mich; denn der Gefangene, der Ertappte wird dort bestraft, nicht der Erfinder eines Frevels, und gliche dieser auch einem lustigen Streiche. Bei alledem aber ist der Einfall gut und selbst empfehlenswerth, vorausgesetzt, daß er glückt."

„Sie finden also, daß ich Witz, Erfindungsgabe, schöpferisches Talent besitze?" erwiderte Ewald. „Freut mich sehr, und damit Sie erfahren, daß ich mich stets mit heiler Haut auch aus der engsten Schlinge zu ziehen weiß, sollen Sie mit eigenen Augen sehen, daß ich selbst mit dieser Schmuggelei nichts zu thun haben werde. Tragen Sie meinen seidenweich umpolsterten Spazierstock nicht, ebbene, so thut's ein Anderer statt Ihrer."

„Und wenn man nun diesen Schuldlosen ergriffe, könnten Sie so gewissenlos sein, und den Getäuschten an Ihrer Statt leiden lassen?"

„Er soll nicht schuldlos sein, mit Bewußtsein, ganz genau unterrichtet soll er schmuggeln."

„Das ist unmöglich!"

„Nein!"

„Doch!"

„Wetten wir?"

„Was Sie wünschen!"

„Daß ich heirathe, wenn ich frei ausgehe."

„Kann ich nicht annehmen."

„So sollen Sie meiner Braut, die ich mir in dem angedeuteten Fall aussuchen werde, ein Kleid schenken zu demselben Werthe, wie das schönste der beiden, die jetzt in dieser Kapsel stecken. Geschwind, eingeschlagen! Die Glocke läutet schon zum zweiten Male und das Deck des Dampfbootes füllt sich mit einer bunten Menge Menschen.“

„Meinetwegen,“ sprach Adalbert heiter. „Da ist meine Hand, und nun strengen Sie Ihren Witz an, um auch Wort halten zu können. Denn führen Sie nicht aus, was Sie eben behaupteten, so müssen Sie mir in baaren schwedischen Species den Betrag des Kleides zahlen, das sie unverzollt in der angegebenen Weise an und in's Land bringen wollen.“

„Zugestanden!“ sagte Ewald, warf seinen Regenmantel über die linke Schulter, drückte die Reisemütze fest auf das schwarzgelockte Haupt, ergriff Schirm und Schirmhülle mit dem seidenumwickelten Stocke, und verließ scherzend und lachend an der Seite des gleichfalls muntern Adalbert das Hotel.

2.

Unter dem breiten Zeltdach aus Segeltuch, das über dem Quarterdeck ausgespannt war, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, saßen Reisende aller Länder in malerischen Gruppen. Die Wogen des Oeresundes gingen nicht so hoch, daß sie eine freie Bewegung der Passagiere auf Deck unmöglich machten. Es versuchten deshalb die Meisten das Schiff vorsichtig zu beschreiten, um bequemer den prächtigen Anblick der seeländischen Küste, der fruchtbaren Insel Amager und später des pittoresken schwedischen Ufers genießen zu können. Ewald, der Sinn für Naturschönheiten besaß, war ganz entzückt über den eigenthümlichen Reiz dieses herrlichen Anblickes und gab seinen Gefühlen Worte. Dies brachte ihn bald mit einigen andern Reisenden in ein Gespräch über die Vorzüge südlicher und nördlicher Länder und deren landschaftliche Eigenthüm-

lichkeiten. Ewald kannte einen großen Theil des südlichen Europas und pries die südliche Luft, die Wärme der Farben, die durchsichtige Atmosphäre, die selbst weit entfernte Gegenstände scheinbar in größere Nähe rückt. Verglichen mit diesen gesättigten Farben südeuropäischer Landschaften fand er den Norden doch kalt und eintönig, obwohl er zugab, daß auch diese merkwürdige Monotonie in ihrer stilleren Majestät eine merkwürdige Anziehungskraft besitze.

„Sie müßten unser Hochgebirge, die Kjölen bereisen bis hinauf nach Lappland," sagte ein Herr von vornehmer, militärischer Haltung, dessen stark gebleichtes Haar sein vorgeschrittenes Alter verrieth. „Die Weichheit, Wärme und krystallene Durchsichtigkeit der Luft ist allerdings nur dem Süden eigen, dafür aber entschädigt im Norden wieder die erschütternde Großartigkeit, besonders unserer Fjorde."

Der Accent des Sprechenden gab Ewald den Fremden als Schweden zu erkennen. Er machte Einwürfe, die von Seiten des Schweden zu abermaligen Erwiderungen führten, und bald war die lebhafteste Unterhaltung im Gange. Als die schwedische Küste in schärferen Linien hervortrat, gedachte Ewald seiner Wette. Adalbert, der ab- und zuging, hatte ihm schon mehrmals spöttische Blicke zuge-

worfen, und es war in der That hohe Zeit, sich nach Jemand umzusehen, der ihm behülflich sein sollte, die verbotenen Seidenwaaren zu schmuggeln. Der ehrwürdige, freundliche, gesprächige und, wie es schien, sehr unterrichtete alte Herr gefiel ihm ausnehmend gut.

„Kennen Sie den Herrn?" fragte er Adalbert. „Er ist mit allen schwedischen Verhältnissen genau bekannt."

„Dann wird er Ihnen auch gute Rathschläge ertheilen können," versetzte dieser. „Er dient wahrscheinlich in der Armee oder hat darin gedient."

Ewald senkte nachdenklich den Kopf und dem schwedischen Herrn sich wieder nähernd, sprach er zu sich selbst: Ich will ihn fragen!

Der Reisende konnte jedoch seinen Vorsatz nicht sogleich ausführen, denn er fand den bejahrten Herrn in Gesellschaft eines auffallend schönen, jungen Mädchens, das seither bei andern Damen unter dem schützenden Schirmdach gesessen hatte. Das trauliche Du und die liebevolle Zärtlichkeit, mit der die junge Schöne zu dem Herrn sprach, ließ Ewald vermuthen, daß er Vater und Tochter vor sich habe.

„Ist die Controle auf dem Zollamte sehr streng?" fragte er nach kurzem Gespräch, während dem der schwedische Herr dem Reisenden das junge Mädchen als seine Tochter vorstellte.

„Ganz abscheulich streng,“ sagte Ebba statt ihres Vaters, an welchen Ewald seine Frage gerichtet hatte.

„Da muß wohl Jeder über die Maßen ehrlich sein?“ meinte der Reisende.

„Ueber die Maßen wohl nicht,“ sagte der Schwede. „Meines Wissens hält man sich unter allen Umständen nur an das Gesetz.“

„Das Gesetz ist aber, wie das Fräulein sagt, überaus streng, und diese Strenge kann unter Umständen den Reisenden, namentlich Geschäftsreisenden, unbequem werden.“

Der Schwede lächelte sehr fein, indem er leichthin erwiderte:

„Vielleicht gehören Sie selbst zu dieser Klasse Reisender?“

„Ich läugne nicht, daß die schwedischen Zollgesetze mich incommodiren,“ versetzte Ewald, laut genug, um von Adalbert, der in der Nähe am Bord lehnte und in die blaugrünen Wogen sah, verstanden zu werden.

„Sie dürfen ja nur dem Gesetze genügen, wie es Jedermann thun muß,“ antwortete der Vater der schönen Ebba, „so hebt sich die Unbequemlichkeit von selbst.“

„Nicht immer,“ meinte Ewald.

„Das sehe ich wirklich nicht ein," sagte der Schwede.

„Nicht?" erwiderte Ewald lächelnd und seine Stimme mäßigend, indem er sich mehr an die schöne Ebba als an deren Vater wendete. „Wofür halten Sie dies, mein Fräulein?" fuhr er fort, die Regenschirmhülle zeigend.

„Wofür anders als für einen Regenschirm," sagte Ebba, ihre glänzend blauen Augen neugierig zu dem Reisenden aufschlagend.

„Ich hoffe, es soll dies Jeder thun," fuhr Ewald fort, „bisweilen indeß täuscht die äußere Hülle. Kein Regenschirm, ein Geschenk steckt in dem Futteral, und eben weil es ein Geschenk von Werth ist, möchte ich es den Augen der Zollbeamten gern entziehen; denn muß ich die Zolltaxe zahlen, so verdoppelt sich dessen Werth, und als Kaufmann gibt man, auch wenn man schenkt, doch nicht gern das Doppelte des Werthes selbst für das Werthvollste aus."

„Sie wagen viel," sprach der alte Herr mit diplomatisch feinem Lächeln. „Sollten Sie das Unglück haben, ertappt zu werden, so würde vielleicht selbst der vierfache Betrag des Werthes Sie nicht frei machen. Darf man so unbescheiden sein und fragen, was Sie auf so originelle

Weise in Ihrem Regenschirm-Futterale verbergen?"

Ewald hatte mit lächelnder Miene zugehört, jetzt erwiderte er, einen sehr bezeichnenden Blick auf Ebba werfend: „Einen begehrten Artikel für Damen."

„Gewiß ein seidenes Kleid," sagte die Schöne.

„Sie rathen ausgezeichnet, mein Fräulein. Neuestes Lyoner Product, sehr kostbar, sehr modern und sehr, sehr theuer!"

„Nun ich wünsche Ihnen viel Glück," fiel Ebba's Vater ein, den Bemerkungen des Reisenden harmlos zühörend. „Haben Sie außerdem noch verzollbare Gegenstände, so bin ich überzeugt, man wird Sie mit Ihrem falschen Regenschirme nicht incommodiren. Eins nur möchte ich Ihnen als Freund rathen: Seien Sie unbefangen, aber auch nicht zu dreist, und vor Allem, plaudern Sie Ihr Geheimniß nicht laut aus! Es gibt allerwärts Spione, wie leicht könnte ein unberufener Hörer Sie belauschen und aus eigennützigen Gründen zu Ihrem Verräther werden."

Ewald machte schweigend eine dankende Verbeugung. Sein Blick gleitete von der ehrwürdigen Gestalt des alten Herrn zu der schlanken, zarten Ebba, die mehrmals in auffallender Weise die Farbe wechselte.

„Sind Sie unwohl, mein Fräulein?“ fragte er theilnehmend, indem er Miene machte, ihr ritterlich seinen Arm zu reichen.

Ebba wich mit leichter Bewegung aus. „Nicht doch, mein Herr,“ sprach sie. „Geben Sie nur Acht auf Ihr verborgenes Geschenk. Ich stellte mir die Verlegenheit vor, in die Sie gerathen würden, ebnete nicht ein seltenes Glück Ihre Wege. Und dieser Gedanke machte mein Blut stocken.“

Ewald dankte dem schönen Mädchen mit Blicken, die sie verwirrten, dann wandte er sich zu seinem Reisegefährten und flüsterte diesem zu:

„Bei Gott, wenn ich Zeit und Gelegenheit hätte, glaube ich im besten Zuge zu sein, eine köstliche Eroberung zu machen! Allerliebste schwedische Flygga, weiß wie Alabaster, blond wie ein Cherubim — paßt trefflich zu meinem orientalisch-alttestamentlichen Colorit — schlank wie eine Ceder des Libanon und zart wie die nordischen Elfen. Wenn ich nur wüßte, wie sie heißen, wer ihr taktvoller, vornehm herablassender Vater sein mag!“

„Fragen Sie,“ versetzte Adalbert. „Um Worte sind Sie ja niemals verlegen, nur vergessen Sie darüber nicht, um was wir gewettet haben. Das Land liegt vor uns, Sie sind aber noch nicht am

Lande, ohne Ihren seidenumwundenen Stock einem Andern übergeben zu haben."

„Hat nichts zu sagen," erwiderte Ewald heiterer denn je. „Mein Plan ist gemacht, und es müßten nicht zwei leuchtende Augensterne mit ihren segnenden Strahlen meine Stirn berührt haben, wenn ich kein Glück haben sollte!"

Er trat wieder zu dem schwedischen Herrn, um einige Fragen an ihn zu richten, die sich auf einzelne hervorragende Punkte der Küste bezogen, der sich das Dampfschiff jetzt schnell näherte. Schon konnte man deutlich die Menschen am Ufer erkennen, unter denen stämmige Packträger, wie man sie in allen Hafenorten findet, sich deutlich bemerkbar machten.

„Also jenes lange, stattlich aussehende Gebäude ist das Zollamt?" fragte Ewald.

„Man hat es neuerdings bedeutend erweitert und zweckmäßiger eingerichtet," belehrte der alte Schwede den Reisenden. „Außer den Wohnungen verschiedener Unterbeamten enthält es auch diejenige des Oberzoll-Directors."

„Wie heißt dieser wichtige Mann?"

„Brahe."

„Aus dem alten Geschlecht der in der Geschichte so berühmten Brahe?"

„So viel ich weiß, ist er diesem Geschlecht verwandt, obwohl er keinen Anspruch macht, von schwedischem Adel zu sein.“

„Stop!“ rief jetzt der Capitän mit lauter Stimme in den Maschinenraum hinab, und sogleich schwankte das große Schiff auf leicht sich kräuselnden Wellen langsam dem Ufer entgegen.

Das gewöhnliche Drängen der Passagiere am Bord eines Dampfbootes, sobald dies anlegt, verursacht jederzeit ein lebhaftes Durcheinander und erschwert Manchem den Zutritt zum Lande. Unsere Reisenden hielten sich zusammen, und Ewald gab genau Acht, daß er dem freundlichen Schweden und dessen anmuthiger Tochter auf dem Fuße folge. Außer einem Nachtsack trug er noch seinen Regenschirm und den in das Futteral gepackten Stock. Schiebend und selbst geschoben, erreichte er das Brett, über welches jeder Einzelne zum Lande schreiten mußte. Dicht vor ihm betrat diesen schmalen Steg der schwedische Herr, der kein Gepäck hatte oder sich nicht darum kümmerte. In diesem Augenblicke verlor Ewald seinen Nachtsack. Um nun diesen nicht in andere Hände gerathen zu lassen, da er Werthvolles barg, hob er rasch entschlossen das ihn behindernde Schirmfutteral empor, indem er es fast gewaltsam dem alten Herrn mit den Worten in' die Hand drückte:

„Bitte, mein Herr, nehmen Sie einen Augenblick meinen Schirm. Ich vermisse meinen Nachtsack.“

Ebba's Vater konnte nicht widerstreben. Das Futteral mit den verbotenen Seidenwaaren ruhte in seiner Hand, ehe er es selbst noch ahnte. Adalbert aber flüsterte, seinen schlauen Reisegefährten streifend, diesem zu:

„Sie sind ein Erzschelm!“

„Einerlei, wenn man nur gewinnt,“ gab Ewald lachend zurück. „Am Lande wären wir jetzt, das Weitere findet sich. — Besten Dank, verehrter Herr,“ fuhr er fort, sich wieder an den Schweden wendend und diesem das Futteral abnehmend. „Ich war in größter Verlegenheit und bin Ihnen außerordentlich verbunden. Befehlen Sie über mich, wie und wann Sie wollen; ich stehe gern jederzeit zu Diensten.“

Der Schwede lächelte mit seiner unnachahmlichen Feinheit. „Nun wir werden sehen,“ sprach er. „Allem Anscheine nach haben Sie Glück, gewandt sind Sie auch, und solche Leute reüssiren, wenn sie es nicht zu arg treiben. Auf Wiedersehen, mein Herr! Morgen Abend ist Concert im Volksgarten. Hoffentlich verweilen Sie so lange bei uns, um gleich an der Küste von schwedischer Musik sich begrüßen zu lassen. Sie lieben ja in Ihrem Vaterlande schwedische Nachtigallen.“

Er grüßte vornehm, die schöne Ebba lächelte spöttisch schalkhaft, und entfernte sich dann am Arm ihres Vaters, um nach einer, wie es schien, ihrer bereits harrenden Equipage zu schreiten.

„Ein prächtiger alter Edelmann,“ sagte Ewald, den schweren Reisesack nebst seinem wirklichen Schirm einem sich erbietenden Träger reichend. „Ich denke, wir amüsiren uns einige Tage ganz königlich; denn dies „Auf Wiedersehen!“ klang doch geradezu wie eine Einladung, etwas nähere Bekanntschaft machen zu wollen.“

Adalbert brummte eine unverständliche Antwort und schritt nachdenklich neben dem heiteren Gefährten dem Hotel zu, das er von früheren Reisen her schon kannte und als ein wohleingerichtetes Jedermann empfehlen konnte.

3.

Auf dem Zollbüreau gab es viel zu thun. Die Beamten waren zwar höflich, aber streng in Erfüllung ihrer Pflicht und keinerlei Bestechung zugänglich.

Ewald hatte sich, da er gern etwas lange schlief, wenn die Umstände es erlaubten, verspätet, und fand das Büreau bei seiner Ankunft schon stark mit Menschen, die alle expedirt sein wollten, besetzt. Dies war dem Reisenden gerade angenehm, da die Zeit nicht drängte. Er konnte sich umsehen, Neuigkeiten erlauschen, Fremde kennen lernen, Gespräche anknüpfen und auf die Anecdotenjagd gehen. Sein College war verschwunden. Auch unter den Harrenden im Zollamte gewahrte er ihn nicht.

Endlich nach langem Harren kam die Reihe auch an Ewald. Das Gepäck befand sich schon in den Händen der Beamten, und da der lebenslustige

Reisende seinen verborgenen Schatz so glücklich gerettet hatte, war er beinahe übermüthig heiter. Er wußte, daß in seinen beiden Koffern nichts Steuerbares vorhanden war, denn die zahlreichen Waarenproben, welche er bei sich führte, zahlten keinen Eingangszoll.

Unter fortwährenden Scherzen öffnete Ewald sein Gepäck. Die Beamten sahen nach, notirten Verschiedenes und ersuchten sodann den Reisenden, er möge sich in's Nebenzimmer bemühen, um dort seine mündliche Declaration vor dem Director abzulegen.

„Das ist ja prächtig," dachte Ewald bei sich selbst, „da lerne ich ja den Cerberus persönlich, und wahrscheinlich unter vier Augen, in seiner eigenen Höhle kennen. Wer weiß, ob sich nicht ein einflußreiches und in der Zukunft erst einträgliches Wort mit ihm sprechen läßt."

Wenige Augenblicke später sah er sich Brahe gegenüber, der ihn streng anblickte und mit kalter, harter Stimme, die dem lustigen Reisenden beinahe das Blut erstarren machte und ihn aus aller Fassung brachte, anredete:

„Was haben Sie? Sprechen Sie ohne Umstände, ohne Rückhalt! Das schwedische Gesetz ahndet unnachsichtig jede falsche Angabe."

Ewald flirrte es vor den Augen, er fühlte, daß er zitterte, und unfähig zu sprechen begann er zu stottern; denn der greise, ehrwürdige, strenge Mann da drüben auf dem Armstuhle, in der reich gestickten Uniform war kein Anderer, als der vornehme schwedische Herr vom Dampfboote, dem er in strafbarem Leichtsinn selbst sein Geheimniß verrathen hatte! Er konnte nicht zweifeln, daß Alles verloren, daß seine persönliche Freiheit vorerst verwirkt sei, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein lange dauernder, kostspieliger Proceß seiner harre. In der ersten Bestürzung kam sich Ewald wie ein todeswürdiger Verbrecher vor, und am liebsten hätte er sich vor Scham und Schmerz auf der Stelle in's Meer stürzen mögen.

„Nun," begann der unerbittliche Zolldirector abermals, „wie lange soll ich auf Antwort warten? Fassen Sie sich kurz und sprechen Sie deutlich, damit man verstehen kann, was Sie sagen. Es gibt mehr zu thun, und andere Reisende wollen ebenfalls expedirt sein."

„Ich bitte tausendmal .... Unverzeihlicher Leichtsinn ... ? Wenn ich geahnt hätte ...."

Ungeduldig unterbrach Brahe den Stammelnden:

„Können Sie durchaus nicht deutlicher sprechen, so bin ich genöthigt, einen Dritten herbeizurufen,

der besser hört, als ich. Es ist mir angezeigt, daß Sie Seidenwaaren führen. Welche Stoffe? Lassen Sie die Musterkarte sehen!"

Ewald rann der kalte Schweiß über das Gesicht. Mechanisch griff er nach der Karte, that einige Schritte vorwärts und reichte sie dem streng blickenden Manne mit der Todtenrichtermiene, indem er sich mit dem Taschentuch den Angstschweiß abtrocknete.

„Seide .... ja, Seide," versetzte er kaum hörbar. „Wenn Sie mich kennten —"

„Ich kenne Sie aber nicht, Herr, verstehen Sie mich?" unterbrach Brahe den Reisenden. „Hier gilt auch keine Bekanntschaft, was ich wohl zu beachten bitte. Wir lieben überhaupt weder viel Worte, noch lange Umschweife. Kurze Frage und kurze Antwort ist uns am liebsten. Ist das Alles, was Sie haben?"

Ewald wagte gar nicht mehr zu sprechen, er verbeugte sich nur, und zog dabei das fahlbleich gewordene Haupt wie erschreckt tiefer in die Schultern.

„Sie sind ein seltsamer Mensch," sprach der Director weiter, den harten Ton seiner Stimme etwas mildernd und die Karte dem Reisenden wieder zurückgebend. „Ihre Karte stimmt mit den gemachten Angaben überein, Sie haben mithin von

jetzt an Erlaubniß, Ihren Geschäften nachgehen zu dürfen. Seidene Stoffe führen Sie doch nicht? Es ist schon vorgekommen, daß sonst ganz respectable Leute uns täuschen wollten und ganze Kleider in verborgenen Fächern ihrer Reiseeffecten, zwischen doppelten Böden und Deckeln ihrer Koffer und Hutschachteln mit sich führten. Seitdem lasse ich jedes solches Möbel sehr genau besichtigen; in Zukunft habe ich mir sogar vorgenommen, auch die Regenschirme auspacken und vorzeigen zu lassen. Verstanden? Adieu!"

Ewald verbeugte sich tief und begann etwas von gnädigster Nachsicht und lebenslangem Danke zu stottern.

„Im Namen Beelzebub's, so gehen Sie doch endlich!" fuhr der Director den Verblüfften ingrimmig an. „Sie sind expedirt, was wollen Sie mehr. Und da ich Ihnen schon gesagt habe, daß ich etwas schwer höre, sehe ich nicht ein, wie Sie mich noch länger mit Ihren unverständlichen Complimenten aufhalten können. Sie scheinen mir ein unleidlich zudringlicher junger Mann zu sein."

Ewald wagte kaum aufzublicken. Rückwärts gehend wie ein Krebs und noch mehrmals tiefe devote Verbeugungen vor dem Manne machend, in dessen Händen seine Ehre, sein ganzes Wohl lag,

erreichte er die Thür und das Vorzimmer. Die Beamten waren freundlich, wie zuvor. Sein Gepäck stand bereit, ein Träger daneben, der es dem Eigner nachtragen sollte. Die Papiere in der Hand, wie ein Mensch, der aus einem furchtbar quälenden Traume erwacht, in dem er Todesangst gelitten hat, trat Ewald frisch aufathmend hinaus in die freie, sonnige Welt, und jetzt erst fühlte und wußte er sich gerettet.

„Bei Gott, der Mann besitzt eine seltene Großmuth!“ rief er aus, als er allein auf seinem Zimmer war und die glücklich geretteten seidenen Kleider aus dem bergenden Schirmfutterale zog. „Ich muß nachdenken, wie ich es anzufangen habe, um für solche Großmuth mich gebührend revanchiren zu können.“

An der Mittagstafel traf Ewald wieder mit seinem Collegen zusammen. Adalbert sah den Freund fragend von der Seite an, denn er war besorgt um ihn gewesen, seit er in dem strengen Director den schwedischen Herrn vom Dampfschiffe wiedererkannt hatte.

Mit triumphirendem Lächeln rief ihm Ewald zu: „Nun, mein Bester, wie ist das Befinden? Gute Geschäfte gemacht? Brav Geld einkassirt? Ich sage Ihnen, Freundchen, Sie werden es

brauchen, denn meine Wette ist vollständig gewonnen."

„Vollständig doch wohl nicht," versetzte Adalbert, „Sie müßten denn auch schon im Besitz einer Braut sein."

„Können Sie das wissen? Sehe ich etwa nicht aus, wie ein Mann, der nöthigenfalls ein paar Bräute haben könnte?"

„Letzteres gebe ich zu, nur an der einen wirklichen Braut erlaube ich mir zu zweifeln."

„Sie sind —"

„Ein Freund der Offenheit, und mache darum keine Complimente. Aber sagen Sie mir, wie um's Himmelswillen sind Sie denn mit dem Bramarbas drüben im Zollamt aus einander gekommen?"

„Vortrefflich, mein Werther. Cavaliere und Gentlemen wissen sich immer zu benehmen."

„Der Herr Director scheint mir etwas nordisch Starres, eine Ritterlichkeit zu besitzen, die bei den Landsknechten Frundsberg'schen Angedenkens Sitte gewesen sein mag."

„Und ich versichere Sie," betheuerte Ewald ernsthaft, „er war gegen mich gütig, freundlich, herablassend wie ein Vater. Ich kam mir nahezu vor, wie ein verlorener Sohn, der von seinem Vater unter Thränen der Rührung in die Arme geschlossen wird."

„Es hat also keine Strafe gekostet, nicht einmal einen Verweis?"

„Keins von Beiden. Wir waren uns stockfremde Menschen, und sahen uns ja zum ersten Male."

„Sie haben wahrhaftig mehr Glück, als —"

„Als Verstand, wollen Sie sagen," fiel Ewald ein. „Geniren Sie sich durchaus nicht, Empfindlichkeit ist meinem Wesen fremd. Die Natur, immer eine zärtliche Mutter gegen ihre Lieblinge, hat mich statt des mangelnden Verstandes mit ein wenig Witz und einer guten Dosis anmuthiger Dreistigkeit ausgerüstet. Diese beiden Schutzengel helfen mir aus den schwierigsten Lagen und zeigen mir immer die rechten Wege. Trauen Sie deshalb meinem Worte und geben Sie sich der Ueberzeugung hin, mit oder ohne Widerstreben, gleichviel, daß ich mit Ihrem gefürchteten Bramarbas auf dem freundschaftlichsten Fuße stehe. Wenn Sie heute Abend das Concert im Volksgarten besuchen, können Sie mit eigenen Augen sehen, daß ich die Wahrheit spreche."

Adalbert wollte dieser Versicherung seines Collegen noch immer nicht vollen Glauben schenken, sondern hielt die zur Schau getragene Heiterkeit desselben blos für Maske. Daß der schwedische

Herr nicht die volle Strenge des Gesetzes gegen dessen Uebertreter habe walten lassen, schien ihm allerdings wahrscheinlich, nur gänzlichen Erlaß der Strafe konnte er sich eben so wenig denken, als das Ignoriren der auf dem Dampfschiffe gemachten Eröffnungen. Er unterließ deshalb nicht, dem gleichmäßig heiter bleibenden Collegen nach dem stark besuchten Vergnügungsorte zu folgen.

Wirklich bemerkten die beiden Reisenden hier in Gesellschaft mehrerer vornehmer Herren und Damen den Zolldirector und dessen geschmückte, heute in der vollen Schönheit frischester Jugend strahlende Tochter. Alle Härte war aus den Zügen des aristokratischen Mannes verschwunden. Er zeigte sich heiter, leutselig, herablassend, gesprächig und zu harmlosen Scherzen aufgelegt. Etwas schüchtern näherten sich die beiden Reisenden dem Kreise der ihnen größtentheils fremden Gesellschaft, indem sie langsam vorüberwandelnd sehr respectvoll grüßten. Dieser Gruß der jungen Männer ward von Allen freundlich, von Brahe in vertraulicher Weise erwidert.

„Diese Herren sind fremd," sprach er zu den Umsitzenden, „mir jedoch bereits bekannt. Wir trafen uns gestern auf dem Dampfschiffe." Gleichzeitig nannte er die Namen der Reisenden und stellte sie der Gesellschaft vor.

Bald kam ein lebhaftes Gespräch in Gang, da die Schweden sich liebenswürdig, zuvorkommend zeigten. Ewald, von Natur keck und unternehmend, fühlte sein ganzes Selbstvertrauen zurückkehren, da er jetzt deutlich sah, wie geflissentlich der taktvolle Zolldirector sein leichtfertiges Geplauder ignorirt wissen wollte, und bald war es ihm gelungen, durch sein glückliches Erzählertalent die Aufmerksamkeit Aller zu fesseln. Sehr gern schien Ebba ihm zuzuhören. Sie lachte oft und herzlich über die heitern, drolligen, nicht selten komischen Mittheilungen, womit Ewald den geselligen Kreis unterhielt. Auch Brahe fand augenscheinlich Gefallen an dem unterhaltenden Talente des Fremden, und als man ziemlich spät den Vergnügungsort verließ, begleiteten die beiden Reisenden den Zolldirector bis zu dessen Wohnung. Hier verabschiedete sich Brahe mit den Worten: „Gute Nacht, wir sehen uns hoffentlich wieder“ so freundlich, daß Ewald sogleich den Entschluß faßte, einige Tage länger, als es Anfangs seine Absicht gewesen war, in der anziehenden Küstenstadt zu verweilen.

4.

„Sie packen schon ein?“ sagte am folgenden Morgen Ewald zu seinem Collegen. „Warum eilen Sie denn so sehr?“

„Weil meine Geschäfte hier beendigt sind und meine Freunde im Innern des Landes schon meiner Ankunft harren,“ erwiderte Adalbert. „Ich fand gestern Abend drei höchst dringende Briefe vor, die mich zu schleunigstem Aufbruche zwingen.“

„Man muß auch nicht gar zu pünktlich sein,“ meinte Ewald. „Geschäfte, die uns tyrannisiren, werden lästig. Ich meines Theils liebe die freie Bewegung und bleibe deshalb gern ungebunden. Im Geschäftsleben mache ich nie bestimmte Versprechungen.“

„Ein merkwürdiger Grundsatz bei einem Handlungsreisenden,“ bemerkte Adalbert. „Wäre ich Chef eines Hauses, ich würde Sie schwerlich engagiren.“

„Daran thäten Sie nicht wohl, mein Bester," sagte Ewald. „Nicht das rastlose Reisen, Laufen, Anpreisen bedingt das Glück eines Geschäftsmannes, sondern die Art seines Auftretens. Glauben Sie mir, mit einer einfachen Erzählung mache ich in der Regel mehr Geschäfte, wie zwei Andere an einem Tage mit ihrem langweiligen Herumrennen."

„Zum Redner und Erzähler bin ich nicht geboren," versetzte Adalbert etwas piquirt, „ich werde also wohl die breit getretene Straße der Gewöhnlichkeit einhalten müssen. Sie bleiben also?"

„Unbedingt."

„Und wie lange?"

„Weiß ich noch nicht."

„Haben Sie denn Aussicht, noch Geschäfte zu machen?"

„Große!"

Adalbert lachte. „Etwa in Seide?" sagte er spöttisch.

„In Seide, mit Seide, wie Sie wollen."

„Gratulire dazu."

„Besten Dank."

„Treffen wir uns später in Stockholm oder Gothenburg?"

„Zwar möglich ist's wohl, aber wahrscheinlich nit," sagte Ewald in österreichischem Dialecte.

„Sie werden aber doch wahrhaftig nicht wochenlang hier sitzen bleiben wollen?“

„Warum nicht, wenn ich dabei meine Rechnung finden könnte.“

„Die finden Sie nicht.“

„Ist sehr fraglich,“ sagte Ewald bedeutungsvoll. „Aber gleichviel, ich bleibe, und wenn wir uns wiedersehen, mein Bester, sei's hier, sei's wo anders, so machen Sie sich vor Allem darauf gefaßt, daß Sie zahlen müssen. Ich entlasse Sie heute als meinen mir tief verpflichteten Schuldner.“

„Das ist wirklich göttlich,“ sprach Adalbert. „Begehren Sie vielleicht einen Wechsel auf eine Schuld, die ich nicht kenne?“

„Ist gar nicht nöthig. Sobald wir uns wiedersehen, sollen Sie schon erfahren, wie hoch sich der Betrag meines Guthabens bei Ihnen beläuft. Einstweilen wünsche ich Ihnen glückliche Reise und eine reiche Erndte; denn ich sage Ihnen, Freund, der Saldo, den ich Ihnen zu überreichen die Ehre haben werde, soll nicht ganz gering sein!“

Lachend trennten sich die Collegen, Adalbert, um mit Postpferden möglichst schnell nach dem Norden aufzubrechen, Ewald, um sich in Besitz eines eleganten Kästchens aus Ebenholz zu setzen, dessen Inneres mit duftendem Rosenholz ausgelegt war.

Als er dies Kleinod glücklich aufgetrieben hatte, bewunderte er es den ganzen Abend und begab sich dann mit großer Selbstzufriedenheit zur Ruhe, indem er pfiffig lächelnd sprach: „Muß Adalbert Alles bezahlen! Prächtiges Geschäft!" —

Ebba Brahe saß in ihrem Boudoir und blätterte in einem reich verzierten, mit vielen Andenken gefüllten Album, das ihr der gütige Vater zu ihrem sechszehnten Geburtstage geschenkt hatte. Seitdem waren zwei Jahre vergangen und manches artige Gedicht, manche zierliche Zeichnung von Verwandten, Befreundeten, wohl auch Verehrern barg die geschmackvolle Hülle. In dieser angenehm zerstreuenden Beschäftigung, die eine Menge heiterer Erinnerungen in dem Gedächtnisse des schönen Mädchens aufdämmern ließ, ward Ebba durch den Eintritt einer Dienerin unterbrochen.

„Was bringst Du?" fragte das Fräulein neugierig, da die Dienerin ein Paquet trug.

„Dies hier ist so eben abgegeben worden," versetzte das Mädchen, ihrer jungen Herrin das Paquet überreichend.

Ebba nahm es — es war in starkes, nicht sehr weißes Papier sorgfältig verpackt, mehrmals versiegelt und an sie selbst adressirt. Sie winkte der noch harrenden Dienerin, daß sie sich entfernen

solle, dann löste Ebba mit großem Ungestüm die Siegel, enthüllte ein fein gearbeitetes Kästchen von Ebenholz und erblickte, als der Druck einer silbernen Feder den Deckel aufspringen ließ, in weiches Seidenpapier gepackt, ein wundervolles seidenes Kleid, so werthvoll, wie sie kaum jemals eins gesehen, viel weniger selbst besessen hatte. Sie zitterte und erröthete vor freudiger Aufregung, und da sie im ersten Augenblicke der Ueberraschung kaum ihrer Sinne Meister blieb, eilte sie unverweilt in das Cabinet ihres Vaters, der die einzige Tochter etwas verzogen und ihr kaum jemals einen Wunsch rundweg abgeschlagen hatte.

Brahe lächelte, während er das schimmernde Gewebe des Lyoner Kunstfleißes entfaltete.

„Aeußerst geschmackvoll, in der That!" sagte er. „Du wirst Furore machen, Ebba, wenn Du zum ersten Male in diesem Gewande öffentlich erscheinst."

„So darf ich es behalten, bester Papa?"

„Warum nicht? Man hat es Dir ja geschenkt, ohne alberne Phrasen dazu zu drechseln. Daraus schließe ich, daß reine Achtung der eigentliche Beweggrund dieses Beweises von Aufmerksamkeit ist."

„Meinst Du?" sagte Ebba etwas herabgestimmt und einen fragenden Blick auf das unbewegliche Gesicht ihres Vaters richtend.

„Es ist, wie ich sage, nicht anders. Genire Dich also nicht.“

Brahe faltete den kostbaren Stoff wieder zusammen und gab ihn der noch immer aufgeregten Tochter zurück.

„Ahnst Du wohl den Geber, Väterchen?“ sprach diese schmeichelnd und die vollen rosigen Lippen in glücklichem Lächeln halb öffnend. „Der merkwürdige Fremde, der sich Dir wider Willen als Schmuggler verrieth, und dem Du großmüthig seine Unbesonnenheit verziehen hast, ohne es ihm geradezu merken zu lassen, will seine Dankbarkeit auf diese galante Weise bezeugen. Uninteressant ist er nicht, und ich finde, daß man ihm wieder eine Aufmerksamkeit erweisen müßte.“

„So! Findest Du das?“

„Mich dünkt, es wäre unhöflich, achtete man seiner gar nicht.“

„Er spricht gut und scheint eine gute Erziehung genossen zu haben.“

„Vortrefflich spricht er, Papa, und die feinsten Manieren hat er, als wäre er von altem deutschen Adel. Ich habe ihn genau beobachtet und durchaus nichts Tadelnswerthes an ihm gefunden.“

„Wenn er nur nicht so fatale Rechtsbegriffe hätte. Bedenke, Ebba, ein Schmuggler! Ein Mensch,

welcher den Staat wissentlich, schlau betrügt und sich dessen noch obendrein rühmt!"

Ebba warf die Lippe auf, wiegte den schönen Kopf auf ihren vollen Schultern und versetzte:

„Je nun, Papa, dies Verbrechen, wenn es wirklich so strafbar sein sollte, wie Du behauptest, hat der artige junge Mann doch vollkommen dadurch gut gemacht, daß er — wie Du zu sagen pflegst — das Corpus delicti nicht behält, sondern weggibt, Dir selbst gewissermaßen ausliefert. Gesetzt, er hätte den Zollvorschriften buchstäblich Genüge gethan, würden ich und Du, Papa, nur halb so viel Vergnügen von solcher gewissenhaften Ehrlichkeit haben? Ich glaube schwerlich."

„O über Euch Evastöchter!" lachte Brahe. „Ich glaube, Ihr legtet für den Teufel eine Fürbitte bei Gott ein, wenn er nur galant gegen Euch wäre und Euch mit glänzenden Geschenken überschüttete. Ist's nicht genug, daß ich den verführerischen Schelm unbestraft laufen lasse? Soll ich etwa noch mehr thun?"

„Nur ein ganz klein wenig mehr, Herzensväterchen," schmeichelte Ebba, indem sie sich auf seinen Schooß setzte und die klare hohe Stirn des ehrwürdigen Mannes küßte. „Morgen Abend haben wir unsere gewöhnliche Wochengesellschaft. Vetter

Egon ist verreist, wie Du weißt, es fehlt also unbedingt der vierte Mann bei Deiner Whistpartie. Blind spielst Du nicht gern, ich selbst kann nicht aushelfen, wer also paßte sich da trefflicher zum Lückenbüßer als der Fremde? Ich wette, er schlägt eine Einladung nicht ab."

„Wenn er nun aber nicht spielen kann?"

„Wie sollte er nicht! Reisende können mehr als ein Spiel, sie verstehen überhaupt mehr wie andere Leute."

„Mich dünkt," fiel Brahe ein, „eine ihrer vorzüglichsten Künste besteht darin, sich einzuschmeicheln, Andere zu berücken und zu täuschen. Sieh Dich vor, Ebba, daß Du von diesem Schlaukopf nicht auch getäuscht wirst! Das Geschenk kann ja von einem Andern sein."

„Gewiß nicht, Papa! Es ist ja genau das Muster, das er uns so anziehend und ausführlich beschrieb."

„Ich weiß kein Sterbenswörtchen."

„Weil Dich das nicht interessirt, Vater. Frauen vergessen dergleichen nie. Du erlaubst also?"

„Was?"

„Daß ich ihm eine Einladungskarte zu morgen Abend in's Hotel schicke?"

Brahe sah nachdenkend vor sich nieder. Dann sagte er:

„Unter einer Bedingung, Ebba, will ich den Gesetzes-Unkundigen oder Gesetzes-Verächter einladen, diese Bedingung mußt Du aber pünktlich erfüllen.“

„Ich verspreche es, ehe ich sie kenne.“

„Es darf von dem Geschenke zwischen Euch nicht die Rede sein. Du thust, als kenntest Du ihn nicht, bleibst vornehm, kühl, gemessen, zurückhaltend, und läßt Dir nicht tolles Zeug von ihm erzählen.“

„Soweit Deine Vorschriften sich auf mich selbst beziehen, bester Papa, werde ich ihnen gewissenhaft nachleben, für unsern jungen Gast aber kann ich keine Verpflichtungen übernehmen.“

Ebba's Vater gab durch Schweigen zu erkennen, daß er die Bemerkung seiner Tochter gelten lasse, und so wurde denn unverweilt eine goldberänderte Karte abgesendet.

Ewald harrte mit Herzklopfen auf ein Zeichen der Erwiderung, denn daß die schöne Ebba den wahren Geber des werthvollen Geschenkes ohne langes Nachsinnen errathen werde, glaubte er mit Sicherheit annehmen zu dürfen. Hoch erfreut empfing er demnach die Empfehlung Brahe's nebst der in feinen Zügen geschriebenen Einladungskarte.

„Glücklich in's Netz geschlüpft," sprach er, die duftende Karte in sein gesticktes Taschenbuch verbergend. „Denke jetzt an's Hochzeitkleid, Adalbert! Die Constellation der Gestirne ist mir und meinem Wagen günstig."

Wie Ebba vermuthet hatte, spielte Ewald vortrefflich, so daß Brahe, der ein leidenschaftlicher Verehrer des Whistspieles war, den jungen Mann, den ein so wunderlicher Zufall ihn näher hatte kennen lernen, bald lieb gewann. Mehr indeß noch als diese gesellschaftlich empfehlenswerthe Eigenschaft, gefiel Ewald durch sein wirklich staunenswerthes Unterhaltungstalent, das er in funkelndem Brillantfeuer spielen ließ, ohne das Spiel zu unterbrechen oder die Mitspielenden durch seine immer anziehenden und pikanten Gespräche zu stören. So erwarb er sich den Dank der älteren Personen und die Zuneigung aller jüngeren, vorzugsweise aber der Damen.

Ebba hielt dem Vater Wort. Sie erwähnte des erhaltenen Geschenkes mit keiner Silbe; auch war sie vornehm, kühl und zurückhaltend gegen Ewald, und doch sagte diesem ein einziger Blick aus den Augen des schönen Mädchens, daß sie wußte, wer der Geber des prächtigen Kleides sei. Dieser einzige Blick aber sprach mehr als Worte.

Er fühlte sich wie ein warmer weicher Händedruck an und berührte Ewald's Lippen mit der Zaubergewalt eines bindenden Kusses. Der junge Mann wußte, daß er den rechten Weg zum Herzen der schönen Schwedin gefunden habe.

5.

Von diesem Tage an ward Ewald ein sehr häufig kommender Gast im Hause des Zolldirectors. Die anfängliche Bedingung desselben, welche seiner Tochter unverbrüchliches Schweigen auflegte, kam in Vergessenheit und Ebba's sprechende Blicke verwandelten sich früh genug in flüsternde Worte. Der viel beschäftigte Vater schien nichts davon zu bemerken, denn in seiner Gegenwart beschäftigte sich der rücksichtsvolle Ewald fast ausschließlich mit ihm, ohne die Dehors zu vergessen, die er der anmuthvollen Erscheinung Ebba's als Mann schuldete.

So vergingen einige Wochen, die unsern Reisenden nur auf vereinzelte Tage in die nahe Umgegend führten, um doch nicht ganz müßig zu bleiben. Jetzt endlich war er gezwungen, den ihm so angenehm gewordenen Aufenthalt zu verlassen. Er that es widerstrebend und mit dem Versprechen, möglichst bald wieder zu kommen.

Als Ewald abgereist war, fehlte dem alten Zolldirector etwas. Der Vetter nahm zwar schon längst wieder den vierten Platz am Whisttisch ein und machte demnach den jungen Fremdling ganz und gar entbehrlich. Dennoch fühlte sich Brahe nicht so behaglich wie früher. Es ging so still, so eintönig her im Hause. Keiner scherzte, Keiner lachte, und auch Ebba, die doch immer munter war, oft sang und selten schwieg, hing das blonde Köpfchen, wie eine Lilie, die der Sturm geknickt hat, und war äußerst wortkarg. Jeder fühlte eine unerquickliche Leere, ohne es sich selbst gestehen zu wollen, und obwohl Niemand seine Gefühle dem Andern offenbarte, sagten es sich Alle im Stillen, daß die Schuld dieser unerfreulichen Verwandlung nur der nie ermüdende heitere Gesellschaftsmensch Ewald trage.

Adalbert war inzwischen weit über Stockholm hinaufgereist und in Gefle durch verwickelte Geschäfte länger als sonst aufgehalten worden. Diesem Zufalle dankte er ein Zusammentreffen mit dem säumigen Collegen in der schwedischen Hauptstadt. Er unterließ nicht, den Freund mit allerhand Fragen zu belästigen, Ewald jedoch verstand diesen gewandt auszuweichen. Nur schärfte er dem Reisegefährten mehr denn einmal ein, für eine recht volle Börse

Sorge zu tragen, damit er gelegentlich die verlorene Wette pünktlich bezahlen könne.

Unter scherzhaften Anspielungen, die indeß Adalbert nur für Auswüchse der lustigen Laune seines Collegen hielt, trennten sich die Reisenden wieder. Adalbert strebte der Südküste zu, Ewald ging nordwärts. Erst Mitte Herbst trafen sich Beide zu Soröe wieder, und hier ergötzten sie sich an den alten Scherzen. Adalbert betheuerte gutmüthig, seine gegebene Zusage zu halten, sobald Ewald ihm die Beweise liefere, daß die Wette buchstäblich gewonnen sei, und dieser lud den Freund zum nächsten Frühjahr ein, Zeuge seiner Trauung zu sein.

„Mit Vergnügen," sagte Adalbert lachend. „Ist Ihre Braut blond oder schwarz, groß oder klein, dick oder schlank, schweigsam oder geschwätzig? Versteht sie gut zu kochen oder schreibt sie Bücher? Singt sie besser als sie zu stricken weiß, und trägt sie Schuhe oder Stiefelchen?"

„Ich müßte den Athem eines Blasebalges besitzen, um so viele Fragen gewissenhaft und der Reihe nach beantworten zu können," erwiderte Ewald. „Da mir nun Gott eine sehr schwache Lunge gegeben hat, sage ich blos: meine Braut ist das vollkommenste Geschöpf ihres Geschlechtes, und ich denke, diese Antwort werden Sie eben so ver-

nünftig als genügend und galant finden. Es gilt also — zum Frühjahr!"

„In Helsingör, mein Freund, werde ich Ihrer warten," sagte Adalbert. „Das liegt ungefähr in der Mitte des Rayons, den wir zu bereisen haben, darum ist es für uns Beide der geeignetste Platz zu einem Rendezvous."

„So sei es!" rief Ewald so pathetisch, daß sein College ihn mit der festen Ueberzeugung verließ, es gelte nur einen lustigen Scherz; denn daß Ewald auch Schweres, ja das Trübste und Schrecklichste gern in heitere Farben kleide, wußte er, und gerade diese Eigenthümlichkeit desselben ließ bei Vielen den Gedanken gar nicht aufkommen, daß der stets Scherzende jemals einen ganz prosaisch ernsten Vorsatz ohne launigen Arabeskenschmuck ausführen könnte. —

Es vergingen nun Monate, Adalbert ward durch Berufsgeschäfte dergestalt in Anspruch genommen, daß ihm wenig Zeit übrig blieb, an andere Dinge zu denken. So entschwanden die Erlebnisse an der schwedischen Küste nach und nach seinem Gedächtniß, und er würde sich derselben schwerlich wieder erinnert haben, wäre ihm Seitens des Hauses, das er vertrat, nicht im Spätherbst der Auftrag ertheilt worden, unverweilt nach dem

Norden aufzubrechen und eine Winterreise bis zur finnischen Meereinbuchtung zu unternehmen.

Während einer lange dauernden und wegen starken Eistreibens gefahrvollen Fahrt über den großen Belt, der ihn mit vielen andern Reisenden, unter denen sich auch Bekannte fanden, zusammenführte, gedachte er erst seiner Wette.

„Bin doch neugierig," sprach Adalbert zu sich selbst, „ob der wunderliche Kauz Wort halten wird. Auf Reisen ist er wieder, das weiß ich, nur scheint es mir nicht wahrscheinlich, daß er nordwärts gegangen ist."

Ewald jedoch war diesmal wirklich im Norden. Er hatte es so einzurichten gewußt, daß sein Principal statt seiner einen andern Reisenden nach Süden schickte. Die Gründe, welche der junge Mann anführte, leuchteten dem Chef des Hauses ein, und da eine fortgesetzte Verbindung, welche Ewald im Frühjahre angeknüpft hatte, nur vortheilhaft für das Haus selbst sich gestalten konnte, so ging dessen Chef bereitwillig auf die Vorschläge seines umsichtigen Reisenden ein. Adalbert hatte kaum den Schlitten verlassen, der ihn durch Seeland nach der Hauptstadt getragen hatte, als er dem heitern Collegen munter wie immer und gesundheitstrotzend auch schon begegnete.

„Glück auf, da sind Sie ja doch!“ rief er dem Freunde zu. „Sie kommen zur guten Stunde, denn ich hoffe, daß Sie ebenfalls nach Schweden wollen.“

„Sobald wie möglich.“

„Da reisen wir zusammen.“

„Wird mir sehr angenehm sein.“

„Und drüben angekommen,“ fügte Ewald schlau lächelnd hinzu, „was gibt es dann?“

„Hoffentlich den schönsten schwedischen Punsch.“

„Epikuräer!“ höhnte Ewald. „Ich denke —“ er machte die Gestikulation des Geldzählens.

„Gewiß, gewiß,“ sagte Adalbert. „Zahlen sollen sie tüchtig, das versteht sich. Wozu setzten wir armen Reisenden uns sonst allen Unbequemlichkeiten und selbst Gefahren einer Winterreise in dies kimmerische Land aus.“

„Das ist mir lieb zu hören,“ erwiderte Ewald. „Bekommen Sie Geld, so brauche ich nicht lange auf meinen Saldo zu warten.“

Adalbert gedachte jetzt seiner Wette sehr lebhaft. Er lachte indeß und versetzte:

„Spukt diese herrliche Walpurgisnachtsphantasie noch immer in Ihrem Gehirn? Nun, das ist lustig genug.“

Statt einer Antwort zog Ewald sein gesticktes

Taschenbuch, nahm aus demselben eine goldberänderte Einladungskarte und reichte sie dem Collegen.

„Kennen Sie das?“ sagte er.

„Ich glaube, es ist eine Einladungskarte.“

„Bitte gefälligst die Unterschrift zu lesen.“

„Brahe — Brahe?!“

„Brahe, ganz Recht,“ fuhr Ewald immer freundlicher lächelnd fort. „Sie sehen, man hat mir verziehen, man achtet mich, man sucht mich auszuzeichnen. Vortreffliche Menschen die Brahe's! O, und ein Spiel versteht der alte Herr zu machen, und Fräulein Ebba bereitet einen Thee — ich sage Ihnen, Nektar vom ächten olympischen Ausbruch ist lauwarmes Wasser dagegen gewesen! Wollen Sie ihn probiren? Soll ich Sie einführen?“

„Aber wie kommen Sie zu dieser unverdienten Ehre?“ versetzte Adalbert mit einigem Erstaunen.

„Unverdient?“ erwiderte Ewald. „Bitte, werden Sie nicht unangenehm.“

Er zog nochmals sein Taschenbuch und überreichte dem erstaunten Collegen ein zusammengefaltetes Papier.

„Das ist ja eine Rechnung,“ sprach Adalbert, einen Blick darauf werfend.

„Es sollte mich auch sehr wundern, wenn es keine wäre. Lesen Sie nur.“

„Für mich?“

„Für Sie. Lesen Sie gefälligst laut. Wo Sie stocken, helfe ich ein, wo Sie nicht begreifen, werde ich gern Ihr Commentator sein.“

Adalbert schüttelte ungläubig den Kopf und las:

„Für ein äußerst elegant gearbeitetes Kästchen von Ebenholz, mit Rosenholz ausgelegt, 20 Species.“

Er sah Ewald fragend an.

„Da stockt er schon und kann nicht weiter fort,“ fiel dieser mit komischem Pathos ein. „Besagtes Kästchen habe ich mir erlaubt, Fräulein Ebba Brahe zu übersenden,“ setzte er hinzu, „theils um dem holdseligen Mädchen meine ganz besondere Achtung zu bezeugen, theils um ihren Herrn Vater nicht in Verlegenheit ernster Art zu bringen.“

„Aber ich begreife kein Sterbenswort von Allem, was Sie sagen!“

„Hören Sie, und das Verständniß wird sich von selbst einstellen. Nach schwedischem Gesetz trifft, wie Sie wissen, jeden auf der That ertappten Schmuggler schwere Strafe.“

„Danken Sie Gott, daß man mit Ihnen eine Ausnahme gemacht hat,“ unterbrach Adalbert den Gefährten.

„Mit mir eine Ausnahme gemacht?“ fuhr Ewald lebhaft fort. „Herr, Sie wollen mich ver-

läumden oder das Gedächtniß ist Ihnen auf dem Belt erfroren. Wer war es, der mit Bewußtsein, vollkommen unterrichtet, die schönen seidenen Kleider vom Schiff an's Land trug, als ich meinen Nachtsack verlor? Herr Brahe, der Ober-Zoll-Director! Wer also hat geschmuggelt? Ein hoher königlicher Beamter! Wer müßte für solchen Frevel bestraft werden? Von Rechts- und Gesetzeswegen dieser Beamte! Wer hat sich aber verdient gemacht, daß es nicht geschehen konnte? Mir scheint, Niemand als ich, der ich großmüthig erst die verbotene Waare an mich nahm und dieselbe später noch großmüthiger als Geschenk der schönen Ebba überreichte oder überreichen ließ. Durch diese galante Großmuthshandlung erwarb ich mir die wohlverdiente Achtung des trefflichen alten Schweden und die zärtliche Dankbarkeit seiner liebenswürdigen Tochter. Das Weitere werden Sie erfahren, wenn Sie gefälligst Ihre Aufmerksamkeit dieser deutlich geschriebenen Rechnung wieder zuwenden wollen."

Adalbert that dies und las weiter:

„Für Seidenpapier als Hülle um ein zu verpackendes Kleid von feinster Lyoner Seide 1 Species.

Verteufelt theuer!" brummte er zwischen den Zähnen.

„Aber magnifique!“ erklärte Ewald.

„Rosenessenz zur Besprengung der Hülle . . . . 1 Species.

„Trinkgeld dem niedlichen Mädchen, das Kästchen und Kleid ihrer noch viel niedlicheren Herrin zu überreichen die Güte hatte . . . . 1 „

„Weitere Trinkgelder und nothwendige Ausgaben bei Gelegenheit der kleinen Abendzirkel im Brahe'schen Hause . . . . 5 „

„Spielverluste . . . . 15 „

„Versäumniß an Zeit . . . . . 50 „

„Briefporto . . . . 1 „

„Wie das?“ fragte Adalbert.

„Die Frage dünkt mir klein,“ erwiderte Ewald. „Nachdem ich so viel Gutes in dem Hause des gastfreundlichen Schweden genossen hatte, schien es mir nicht mehr als schicklich, auch in der Ferne mit ihm und seiner Tochter in Verbindung zu bleiben. Wir schrieben uns also, und Briefe werden von den Posten, wie allbekannt, nicht gratis befördert.“

Adalbert las weiter, ohne dieser Erklärung eine Bemerkung beizufügen.

„Ein noch zu lieferndes Kleid im Werthe des

von dem Herrn Ober-Zoll-Director Brahe eigenhändig geschmuggelten . . . . 150 Species."

„Herr, wollen Sie, daß ich den Verstand verlieren soll?" sprach jetzt Adalbert, die tolle Rechnung wieder zusammenfaltend. „Was soll das Alles bedeuten?"

„Nichts weiter, mein lieber Freund und College," versetzte Ewald mit der glücklichsten Miene von der Welt, indem er zum dritten Male in sein Taschenbuch griff, „als daß ich meine Wette buchstäblich und ihrem ganzen Umfange nach gewonnen habe. Ich stelle mich Ihnen durch freundschaftliche Ueberreichung dieser Karte als Ebba's Verlobter vor. Eigentlich müßten Sie auch die Verlobungskarten noch bezahlen, aber ich pflege immer nobel, genteel zu handeln. Dafür lade ich Sie ein, durch Ihre Gegenwart mein Hochzeitfest verherrlichen zu helfen. Nicht als Geschäftsreisender, als glücklicher Bräutigam, der seine Braut heimführen will, gehe ich jetzt nach Schweden. Während der Flitterwochen, die mir ohne Zweifel großes Glück bringen, hoffe ich das Versäumte dann schnell nachzuholen. Finden Sie Ihr Conto jetzt in der Ordnung?"

Adalbert brach in ein herzliches Gelächter aus und reichte dem lustigen Collegen die Hand.

„Sie haben gewonnen, bei Thor und Freia!“ sprach er, „c'est bon, ich bezahle und bin Ihr Trauzeuge! Die schöne Ebba soll erfahren, daß wir Deutschen immer Wort halten, auch dann, wenn unsere Kasse von unserer Gesinnungstüchtigkeit hart mitgenommen wird.“

Wenige Tage später landeten die Reisenden in Schweden. Brahe's Equipage wartete der angemeldeten Ankömmlinge schon am Strande und der ehrwürdige alte Herr begrüßte den Verlobten seiner Tochter wie dessen Begleiter mit herzlicher Offenheit. Ebba blühte wie eine Rose und gestand jetzt gern, daß sie durch mildes Zureden das Anfangs verletzte Rechtsgefühl ihres Vaters beruhigt und ihn veranlaßt habe, das Ganze als einen gelungenen Scherz zu betrachten. Wie Ewald später dem alten Brahe sich angenehm zu machen und das Herz der schönen Ebba zu erobern verstand, haben wir angedeutet. Die schnell zur Flamme auflodernde Liebe der beiden jungen Leute weiter auszumalen, würde überflüssig sein.

Adalbert bezahlte die von seinem lustigen Collegen ihm überreichte Rechnung durch Ueberreichung eines Brautkleides, das wohl den Betrag derselben um ein Drittheil übersteigen mochte. Als Erinnerungszeichen an die übermüthige Wette und deren

so glückverheißenes Ende erbat er sich den Stock, welcher den Regenschirm vorgestellt hatte, ein Geschenk, das von Ewald gern gegeben wurde. Er begleitete Adalbert später auf allen Reisen, nie aber betrat er wieder mit Seide umwickelt den schwedischen Boden.



Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



